DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 33

DM 1,20

Printed in Germany

Flucht in den Geistersumpf



Nr. 33

Flucht in den Geistersumpf

Die attraktive junge Frau näherte sich dem weißen Mercedes, der am Rand des Bürgersteigs parkte.

Carminia Brado warf noch mal einen Blick durch das weit offen stehende Gittertor des Hospitals und winkte zurück. Auf einem Balkon im dritten Stock stand eine gut aussehende Endzwanzigerin, die ihr Winken erwiderte. Das war Romy Sorano. – Die Freundin sollte morgen entlassen werden. Durch einen Überfall war sie böse zugerichtet worden. Daß Carminia die eigentliche Schuld am Krankenhausaufenthalt der Freundin trug, sollte und durfte sie nicht ahnen.

Durch einen übermächtigen Zauber war sie kurze Zeit in Vollmondnächten zu einer Spinne geworden und planlos durch die Nacht geirrt, auf der Suche nach Opfern. Durch einen Gegenzauber, den der Trank der Siaris ausgelöst hatte, gewann Carminia ihre menschliche Gestalt und vor allem ihr wahres Ich zurück…

Die schlanke Brasilianerin zog die Blicke der Männer auf sich, als sie mit wippendem Rock in den Wagen stieg, das Verdeck zurückgleiten ließ und das Fahrzeug startete.

Es war ein Tag zum Gutsein.

Doch das Böse richtete sich nicht nach Stimmung und Wetterlage. Es war immer vorhanden. In der sichtbaren und der unsichtbaren Welt vollendeten sich ständig Schicksale und bahnten sich neue an.

Das Verdeck des Sportwagens war etwa ein Drittel zurückgeglitten, als eine leise Stimme hinter Carminia zischte: »Lassen Sie es geschlossen!«

Die Südamerikanerin fuhr zusammen, warf ruckartig den Kopf hoch und starrte in den Innenspiegel.

Sie sah ein schmales, männliches Gesicht mit breiten Augenbrauen und einem gepflegten Lippenbart.

Der Mann, der sich auf der engen Rückbank verborgen gehalten hatte, hielt eine entsicherte Pistole in der Rechten. Er drückte die Mündung in Carminias Nacken, und die Brasilianerin spürte die Kälte des Metalls auf ihrer Haut.

»Mit Verdeck fährt sich's besser, lassen Sie's also geschlossen! Ich möchte nicht, daß man von draußen hereinsehen kann.«

Carminia gehorchte. Ihr Herz schlug wie rasend, und das Grauen packte sie.

Dies war eine Entführung! Aber keine gewöhnliche. In ihrem Zusammenleben mit Björn Hellmark hatte sie gelernt, auf Unterschiede zu achten.

Nicht jeder, der wie ein Mensch aussah, war auch einer. Instinktiv wußte sie: das ist ein Schwarzer Priester, einer aus der Kaste derjenigen, die Hellmark Todfeindschaft geschworen haben!

*

Carminia Brado riß sich zusammen: »Was wollen Sie von mir?« fragte sie mit belegter Stimme.

»Eine kleine Spazierfahrt mit Ihnen machen«, klang die spöttische Stimme hinter ihr.

»Wer sind Sie?«

»Warum Namen nennen? Namen sind Schall und Rauch. Sie tun hier nichts zur Sache. – Fahren Sie los! Ich gebe Ihnen die Straßen, die Sie benutzen werden, ganz genau an. Sie können gar nicht falsch fahren.«

Carminia gab Gas. Der Wagen rollte langsam an. Sie fädelte sich in den fließenden Verkehr ein.

Das Blut hämmerte in ihren Schläfen.

Was hatte man mit ihr vor?

Sie nagte an ihrer Unterlippe, und es fiel ihr schwer, sich auf den Verkehr zu konzentrieren.

Zahllose Fragen gingen ihr durch den Kopf. Es wurde ihr im nachhinein bewußt, daß sie die eine oder andere stellte, aber nur ausweichende Antworten darauf erhielt.

Björn, dachte sie. Wenn er doch hier sein könnte!

Verzweiflung plagte ihr Herz, und der Brasilianerin wurde bewußt, wie hilflos sie war. Sie befand sich in einer Großstadt. Hunderte von Autofahrern waren unterwegs, Tausende von Passanten. An einer Straßenkreuzung mußte sie halten, weil die Ampel rot zeigte.

Zahllose Menschen liefen an ihr vorüber. Aus verschleierten Augen nahm sie die Fremden wahr. Manche warfen einem Blick in ihr Fahrzeug. Unbewußt, unbeabsichtigt.

Carminias Gedanken schrien: ›Merkt ihr denn nichts? Fällt euch nichts auf? Ich benötige Hilfe!‹

Aber wie sollte jemand etwas merken?

Alles schien normal.

Wie ein Liebhaber hockte der fremde junge Mann ohne Namen schräg hinter ihr. Die Pistole sah von draußen niemand.

Er lächelte maliziös. »Wir beide geben doch ein prachtvolles Paar ab, finden Sie nicht auch?«

Die Frau am Steuer schluckte. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, so daß sie nicht mal fähig war zu einer Bemerkung. Sie schwebte in tödlicher Gefahr – und konnte nichts dagegen tun.

War sie wirklich so hilflos hier in diesem Wagen eingesperrt?

An der nächsten Straßenkreuzung kam ihr eine verzweifelte Idee, und der Zufall half ihr weiter. Arbeiter hatten an einer Baustelle mitten auf der Straße ein riesiges Loch gegraben.

Rot-weiße Sperren waren errichtet, und der Verkehr wurde von

einem Polizisten geregelt.

Carminia Brado dachte über das, was sie vorhatte, gar nicht lange nach, sondern handelte spontan.

Sie mußte mit der Geschwindigkeit herunter. Der Wagen rollte mit etwa dreißig Stundenkilometern auf die Engstelle zu.

Es war nur möglich, nach rechts abzubiegen. Carminia tat genau das Gegenteil. Sie riß das Steuer nach links. Der Wagen durchbrach die Sperren, es krachte und barst, als die Sperren über den Lack kratzten.

Im gleichen Augenblick warf die Brasilianerin sich nach vorn und riß die Tür auf…

*

»Hiergeblieben!«

Der Entführer griff mit harter Hand zu und zog Carminia in die Polster zurück.

Der Fremde beugte sich gleichzeitig nach vorn und zog die Tür wieder zu.

Die Südamerikanerin stieß hörbar die Luft durch die Nase und wollte nicht glauben, was sie sah.

Der Polizist auf der Kreuzung reagierte überhaupt nicht! Die Arbeiter in dem Loch gruben fleißig weiter, keiner kümmerte sich um die umgefallenen Sperren.

»Oh, nein!« stöhnte die Frau, lehnte sich zurück und schloß die Augen. Um Carminias Lippen zuckte es.

»Oh, doch«, preßte der Schwarze Priester hervor, und in seinen dunklen Augen glitzerte ein kaltes Licht. »Der Versuch war vergebens. Ich habe mir beinahe gedacht, daß du einen Trick versuchen würdest, elendes Weib! Aber dein Versuch war umsonst, wie du selbst siehst.«

Carminia Brado sah noch mehr.

Sie hoffte, daß das Fahrzeug, das ihr unmittelbar folgte, nicht mehr rechtzeitig bremsen konnte und auf sie fuhr.

Carminia Brado stand mit ihrem Auto halbschräg in der engen Fahrbahn. Die Vorderseite ragte sogar ein wenig über das Erdloch, die Hinterseite stand quer zur Fahrtrichtung der anderen Fahrzeuge.

Die Autos, die nachfolgten, machten einen Bogen um sie und beachteten sie überhaupt nicht.

Selbst der Verkehrspolizist verschwendete keinen Blick auf die Unfallstelle. Er winkte die Fahrzeuge weiter nach links, als wäre überhaupt nichts geschehen.

*

Der Schwarze Priester richtete die Waffe auf Carminia, und die Brasilianerin blickte genau in die Mündung.

»Versuch es nicht noch mal. Ich mach' auf der Stelle mit dir Schluß. Hier mitten in Genf – und niemand wird überhaupt merken, daß etwas passiert ist. Dir kann niemand mehr helfen, laß es dir gesagt sein!«

»Wie ist das nur möglich, daß niemand bemerkt…«

»Was hier geschieht?«

»Ja…«

»Sie nehmen es nicht wahr. Weil ich – und meine Freunde es so wollen. Darin liegt das ganze Geheimnis.«

»Die Fahrer, die deinen Wagen in einem leichten Bogen umfahren, sind der Meinung, eine Sperre vor sich zu haben. Sie sehen dich und dein Auto nicht! Ich könnte dich jetzt hinauslaufen lassen, direkt auf den Uniformierten zu. Er würde dich nicht wahrnehmen, weil seine Sinne manipuliert werden.«

Carminia ließ den Kopf hängen.

Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete der fremde Mann den Verkehr. Von weit hinten näherte sich in diesem Augenblick ein langsam fahrender Lastwagen.

»Starte! Zurück auf die Fahrbahn«, zischte der Entführer.

Carminia tat genau das, was man von ihr erwartete.

Sie stieß zurück und befand sich mitten auf der Straße in der Engstelle. Mechanisch winkte der Polizeibeamte ihr zu.

Sie fuhr den Regeln entsprechend rechts ab.

Dabei nahm sie wahr, daß der Polizist erstaunt reagierte. Er wischte sich über die Augen und schüttelte sich leicht, als würde ihm erst jetzt bewußt, daß dort ein Auto fuhr, das eben noch gar nicht da gewesen war!

Es war der gleiche Augenblick, in dem auch die Arbeiter in der Erdgrube feststellten, daß mit den Verkehrsschildern und Sperren etwas nicht stimmte.

»Wieso liegen die denn auf dem Boden?« wunderte sich ein unrasierter Franzose und fuhr sich über sein stoppeliges Kinn.

»Red' doch keinen Unfug!« knurrte ein Kollege, »ich sehe doch ganz deutlich… nein«, verbesserte er sich da im gleichen Atemzug. »Ich habe sie doch eben noch vorschriftsmäßig da stehen sehen.«

Der Franzose stützte sich auf seine Schippe. »Und jetzt stehen sie nicht mehr – das ist doch genau das, was ich sage.«

»Aber ich habe sie doch gar nicht umfallen sehen!« Der andere stieg aus dem Loch und kratzte sich im Nacken. Drei von den vier Sperren waren umgekippt und lagen kreuz und quer durcheinander. Die vierte Sperre war verbogen, und weiße Lacksplitter klebten daran.

»Ich glaub', ich spinn!« sagte der Mann, der nach oben geklettert

war. »Da ist doch einer ’reingefahren!«

»Ich hab’ nichts geseh’n und nichts gehört.«

»Ich auch nicht. Das ist ja das Verrückte an der ganzen Geschickte.«

Der Franzose kam auch aus dem Erdloch. Die beiden Männer stellten die Sperren neu auf. Der Polizist blickte zu ihnen herüber.

Der erste Arbeiter deutete auf das Durcheinander und zuckte die Achseln. Er war nicht minder verwirrt wie der Polizeibeamte, der zu ihnen hinkam und sich darüber wunderte, daß die Sperre nicht mehr existierte.

Sie stellten alles wieder so auf, wie es ursprünglich gewesen war. Alle wunderten sich, und keiner wußte eine Erklärung. Das Gefühl, daß irgend etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen war, blieb zurück wie ein fader Nachgeschmack. Aber keiner wollte gern darüber sprechen.

Wozu auch?

*

Vor einem zurückversetzten Wohnhaus mußte die Brasilianerin halten.

Das Haus war grau, wirkte wie eine überdimensionale Villa, und uralte Kastanienbäume ragten über das vierte Stockwerk hinaus.

Das Ziel war erreicht. Der wortkarge Entführer dirigierte Carminia aus dem Fahrzeug, hakte sich bei ihr unter und drückte ihr mit der anderen Hand die Waffe oberhalb der Hüften in den Körper. Ein Außenstehender hätte nie bemerkt, daß hier ein Mensch nicht freiwillig ging, sondern mit Gewalt in ein Haus gebracht wurde, in das er gar nicht wollte.

»Warum erschießen Sie mich nicht auf der Stelle?« stieß Carminia einmal hervor, als sie sich im Aufzug befanden und der Lift nach oben rauschte.

»Das wäre zu einfach. Dann hätte ich das sofort getan. Es ist nicht der Sinn der Sache.«

»Wozu der ganze Aufwand?« fragte sie matt. Sie erhielt keine Antwort. Doch sie konnte es sich denken: Björns Feinde waren am Werk, bastelten an einer neuen Falle, und sie – Carminia – sollte der Köder werden.

Björn mußte gewarnt werden!

Aber wie?

Sie wußte die Nummer des Hauses, allerdings nicht die Straße, in der sie angekommen waren. Sie merkte sich das Stockwerk, in dem der Lift hielt, und sie prägte sich den Namen ein, den sie auf dem Türschild entdeckte.

Tony Stukman stand dort.

Tony Stukman?

Irgendwie hatte Carminia diesen Namen schon mal gehört, gelesen…

Plötzlich fiel es ihr ein.

Stukman! Der englische Rennfahrer, der im letzten Jahr den Weltcup gewonnen hatte, ein mutiger und verwegener junger Bursche, dem man eine große Zukunft prophezeite und den man jetzt schon in einem Atemzug mit Jackie Stewart und Stirling Moss nannte.

Was hatte dieser Mann mit dem Schwarzen Priester, mit der Entführung zu tun?

Ihr Begleiter drückte kurz auf die Klingel. Ein leises ›Ding-Dong‹ tönte durch die Wohnung.

Eine halbe Minute später wurde die Tür geöffnet.

Stukman stand auf der Schwelle. Carminia erhielt die Gewißheit, daß sie sich nicht getäuscht hatte.

Sie hatte seine Fotografie schon in diversen Zeitschriften gesehen.

Der Engländer war groß und hager, hatte hochstehende Backenknochen und tiefliegende, ruhelose Augen.

Sein gewelltes Haar war dunkel und kraus. Wortlos ließ er den Besucher ein, und nur ein kurzer Blick aus seinen Augen traf die Brasilianerin.

Carminia wurde durch den weiträumigen, hohen Korridor geschubst. Hier mündeten die Türen mehrerer Zimmer. Links waren Küche, Bad und Toilette. Direkt vorn ein riesiges Wohnzimmer, ein Bogengang, der das Eßzimmer mit dem Wohnraum verband. Kostbare, alte Möbel, Gobelins und alte Meister an den Wänden vervollständigten die Einrichtung.

Stukman lebte hier in seiner Schweizer Zweitwohnung nicht schlecht. Er öffnete die Tür zum Schlafzimmer. Es war ein Traum von Schlafzimmer. Dichte, wallende Vorhänge, gerafft, reichten von der Decke bis zum Boden. Mittelpunkt des Raums bildete ein überdimensionales Bett, in dem bequem vier Personen Platz hatten. Rundum waren Spiegelschränke, so daß der Eindruck erweckt wurde, die Wände bestünden aus nichts anderem als aus Spiegeln. Die glatte, brillante Oberfläche, wertvolles Kristallglas, war mit schmalen Goldstreifen eingerahmt.

Der Schwarze Priester steuerte auf den Spiegel zu, der dem Kopfende des Bettes genau gegenüberlag und in dem sich ein Teil der überdimensionalen Liegefläche spiegelte.

Der Entführer betätigte einen verborgenen Mechanismus, und die Spiegelfläche glitt lautlos wie feine Wand zurück.

Dahinter tauchte eine andere Spiegelfläche auf. Matt, verschwommen. Ehe Carminia Einzelheiten aufnehmen konnte, packte

ihr Begleiter sie und warf sie einfach nach vorn, direkt auf den Spiegel zu.

Instinktiv streckte die braunhäutige Frau beide Hände aus, um den vermeintlichen Aufprall zu verhindern, als ihr im gleichen Augenblick klar wurde, daß es hier überhaupt keinen Aufprall geben würde.

Der Spiegel war kein Spiegel, sondern das Tor in eine Parallelwelt!

Carminia Brado konnte den Schwung nicht mehr abfangen. Mit beiden Händen durchstieß sie die matte, vibrierende Wand, tauchte ein in eine andere Welt, und das letzte, das sie hörte, waren die Worte des Mannes, der sie hierher gebracht hatte: »Das ist eine Einbahnstraße, Carminia Brado! Es gibt keinen Weg zurück! Viel Vergnügen im Pandämonium, dem Versammlungsort der Geister, meine Liebe! Man wird dich mit offenen Armen empfangen…«

*

Der Schwarze Priester wandte sich um und näherte sich Tony Stukman.

»Das war's, Stukman. Eine Hand wäscht die andere, sagt man in Ihrer Welt, nicht wahr? Es war für mich der kürzeste Weg, das einzuleiten, was getan werden mußte. Ich hatte versprochen, Sie nur ein einziges Mal zu stören. Das ist jetzt geschehen. Alles ist planmäßig über die Bühne gegangen. Wir werden uns – vorerst – nicht wiedersehen. Leben Sie wohl, Stukman!«

Der Rennfahrer nickte nur und blickte seinem Gast nach, der hier in der Wohnung verkehrte, als gehöre sie ihm – und nicht dem Engländer.

*

»Die Passagiere für den Flug Nummer Zweihundertsieben werden gebeten zur Maschine zu kommen!« Klar und deutlich hallte die Stimme durch die Wartehalle, durch Restaurant und Gänge.

Evita erhob sich. »Nun ist es so weit.« Mit diesen Worten hängte sich sich die Tasche um und reichte dem großgewachsenen, blonden Mann mit den breiten Schultern und der sonnengebräunten Haut die Rechte. »Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, Björn…«

»Bedanken? Wofür?«

»Für all das, was Sie für mich getan haben. Ohne Ihre Hilfe würde ich nicht mehr leben, wäre ich niemals wieder auf diese Seite der Welt zurückgekommen. Und Dank auch dafür, daß ich mich einige Tage auf der Insel und in Ihrem Haus aufhalten konnte. Auch das hat mir viel geholfen, über das Vergangene nachzudenken und darüber hinwegzukommen. Vergessen werde ich das, was geschehen ist, nie.

Leben Sie wohl, Björn!« Evita stellte sich auf die Fußspitzen und hauchte einen Kuß auf Hellmarks Mund. »Ich habe viel gesehen und erlebt. Vielleicht werde ich ein Buch darüber schreiben. Ich werde es einen Tatsachenbericht nennen. Obwohl das, was geschehen ist, wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht klingt. Werden mir die Leute, die sich für so vernünftig halten, glauben können? Sicher nicht. Lachen wird man, und Kritiker werden mich als Betrügerin hinstellen. Und das bedrückt mich am meisten. In unserer Welt, in der wir leben, liegt so viel im argen. All die Ungerechtigkeit, die Not, die ewigen Kriege, die die Menschheit schon seit Beginn ihrer Existenz ausgefochten hat – sind bedenklich. Vieles haben die Menschen selbst verschuldet durch Geiz, Gier und Mißgunst. Aber nicht an allem sind sie schuld. Die sich Menschen nennen – sind nicht immer welche, und sie haben fleißig mitgemischt, das Bild dieser Welt zu verwirren, so daß sich die Völker in ständig neuem Mißtrauen begegnen müssen. Wo und wann hat es angefangen? Damals – in Xantilon? Oder noch früher?«

»Sicher noch früher, Evita. Xantilon war schon eine weiter fortgeschrittene Stufe, auf der sich erfüllte, was Propheten schon lange davor geahnt und befürchtet haben. – Aber Sie müssen gehen, Ihre Maschine! Auf Wiedersehen, Evita!«

»Auf Wiedersehen? Ob es wirklich eins geben wird, Björn? Ist es nicht nur eine Floskel?«

»Nein, ich glaube nicht. Ich bin sicher, daß unsere Wege sich wieder kreuzen werden. Sie sind nun gewissermaßen – eine Eingeweihte. Sie werden Ihrer gewohnten Arbeit nachgehen – aber Ihr Alltag wird nicht mehr so sein wie früher. Ich weiß, wie sich mein Leben von Grund auf veränderte. Ich wollte nicht glauben, daß es auf der Welt doch mehr gibt, als wir mit unseren Sinnen normalerweise wahrnehmen können! Viele andere, die schon vor mir die gleiche oder eine ähnliche Erfahrung gemacht haben, verzweifelten an sich und der Arroganz Unbeteiligter. Viele verloren den Verstand, andere wurden zu Ausgestoßenen, Unverstandenen, Sonderlingen. Als ich erkannte, daß ich nur ein Rädchen in einem großen Getriebe bin, das einmal in Gang gesetzt wurde und in der Maschinerie des Kosmos eine immerwährende Funktion zu erfüllen hat, daß ich gar nicht der bin, für den ich mich hielt, daß wir alle irgendwann und irgendwo schon mal existiert haben, daß wir wirklich als ungeborene Geistwesen existierten und diesen Zustand wieder anstreben… als ich das alles erkannte, wußte ich, daß die zufällige Konstellation, in die ich hier hineingeboren worden war, nicht die einzige und wichtigste war. Ich wurde in eine sehr günstige Lage versetzt. Mein Vater hatte das Unternehmen, das vom Großvater gegründet worden war, weiter ausgebaut und es zu einem Werk von Weltbedeutung gemacht. Ich

wurde in Sorglosigkeit groß. Der finanzielle Hintergrund schuf mir die Möglichkeit, mich so frei zu bewegen, wie ich das jetzt benötige. Mein Betätigungsfeld ist die ganze Welt geworden. Wäre ich finanziell nicht unabhängig, könnte ich der Aufgabe nicht gerecht werden, die sich mir gestellt hat. Aber weil das so ist – weiß ich auch, daß es viele arme Menschen gibt, die unter dem Druck der Verhältnisse zu leiden haben. Diese Menschen muß ich finden. Und Sie, Evita, können mir dabei helfen, denn sie leben überall in der Welt verstreut. Sie arbeiten für eine Zeitschrift, Sie kommen mit vielen Menschen zusammen. Halten Sie Augen und Ohren offen nach Verbündeten für unsere Sache! Ein abgedroschenes Wort fällt mir in diesem Zusammenhang ein: alle Menschen sind Brüder. Sie sind es wirklich, sie wissen es nur nicht. Es jedem einzelnen bewußt zu machen, ist eine unserer Aufgaben. Gemeinsam sind wir stark gegen die, die glauben, daß die Welt ihnen gehört, und gegen die, welche sich mit diesen verbunden haben und die überhaupt nichts mit dieser Welt zu tun haben…«

»Die Passagiere für Flug Nummer Zweihundertsieben werden gebeten…«

»Jetzt ist's aber allerhöchste Zeit! Wenn ich mich nicht beeile, startet der Jumbo noch ohne mich…«

»Dann nehmen Sie eben die nächste Maschine, Evita!«

»Es ist eigenartig… nun haben wir schon soviel miteinander gesprochen, haben in den letzten Tagen unzählige Dinge erörtert, und doch scheint es, als gäbe es nie ein Ende.«

»Es gibt auch keine Ende, Evita. Und dies ist schon einer der wichtigsten Gründe, daß wir uns wiedersehen sollten… eben, weil es soviel zu besprechen und zu bedenken gibt. Was wir entdeckt haben, ist das Ufer eines neuen Ozeans. Was dahinterliegt, vermögen wir noch nicht mal zu ahnen.«

Er blickte ihr nach, als sie durch die Abfertigung ging und unter anderen Passagieren verschwand.

Er fuhr zusammen, als ob fremde Gedanken wie eine Flut in sein Bewußtsein vordrangen.

»Carminia, Björn! Sie befindet sich in allerhöchster Gefahr!« kreischte Al Nafuurs Stimme in ihm.

*

Mit dem Warnschrei kamen die Bilder, entwickelten sich in Sekundenschnelle zu einem gespenstischen Kaleidoskop und sagten mehr aus als Worte.

Ein Haus… eine Allee… davor stand ein Wagen… weißer Mercedes… schattenspendende Kastanienbäume… in diesem luxuriösen, alten und villenartigen Gebäude eine Wohnung…

vornehme Eleganz… ein Zimmer… ein Spiegel… viele Spiegel… vibrierende, stickige Luft… hinter dräuenden Nebeln die Umrisse einer düster glimmenden Welt… ein jenseitiges Reich… heiße Luftwirbel trieben einen Menschen vor sich her, der sich verzweifelt und vergebens gegen den Sturm stemmte. Das war Carminia!

Hinter schwarzen, knorrigen Stämmen lauerten glühende Augen, drang ein Wispern und Kichern hervor…

Hellmark begriff die Botschaft und verstand, daß das, was er sah, jetzt, in diesen Sekunden, geschah, daß Carminia ihm entrissen worden war. Kaum, daß er selbst aus einer anderen Zeit in die Gegenwart dieser Welt zurückgekehrt war, begannen Schergen des Molochos ein neues, grausames Spiel mit ihm.

Das also war Al Nafuurs zweite Botschaft! Er hatte sie angekündigt, als er Björn das Mittel gegen Carminias Lykantropendasein verriet.

*

Doch dann war die Verbindung zu dem Zwischenreich abgebrochen, und Al Nafuur hatte nur noch ankündigen können, daß nach erfolgreicher Behandlung mit dem Trank der Siaris für Carminia Brado die Gefahr keineswegs gebannt sei. Hellmark hatte darauf seine Umgebung und alles, was sich nach der Umwandlung der Spinne zurück in den Menschen ereignet hatte, sehr genau verfolgt.

Die Feinde aus dem Unsichtbaren lauerten jederzeit darauf, zuschlagen zu können. Und sie hatten sich den denkbar günstigsten Zeitpunkt für ihre Aktion ausgesucht.

Er war zu weit entfernt von ihr, um eingreifen zu können.

Mit seinem Körper aus Fleisch und Blut hätte er mindestens vierzig Minuten gebraucht, um jenen Punkt zu erreichen, den Al Nafuur ihm auf geistigem Weg angab. Aber er verfügte über einen Zweitkörper, er konnte sich verdoppeln!

Und Macabros konnte im wahrsten Sinn des Wortes den entferntesten Punkt in Gedankenschnelle erreichen, denn Geist benötigte keine Zeit, um den Kosmos zu durcheilen.

Ein Mann stand in der Flughalle und war einer von vielen, die zum Abschiednehmen gekommen waren.

Ein leichter Anflug von Anspannung lag auf Hellmarks Antlitz. Niemand merkte, daß in diesen Sekunden etwas Besonderes mit diesem Mann vorging, daß er sich verdoppelte, daß sein Ätherkörper viele Kilometer entfernt Form und Gestalt annahm. Der Doppelkörper Hellmarks entstand direkt im Keller seines Hauses am Genfer See. Von hier war es nur ein Schritt durch den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh – und er befand sich Tausende von Meilen entfernt in der Geister-Höhle auf der Insel Marios. Macabros griff nach dem

magischen Schwert – und schon verschwand sein Körper wieder. Er tauchte eine tausendstel Sekunde später mitten in Genf auf und schwebte einen Atemzug lang halb durchsichtig über dem villenartigen Gebäude. Hätten menschliche Augen ihn in diesem Moment wahrgenommen, der Beobachter würde meinen, Zeuge einer Geistererscheinung gewesen zu sein.

Macabros verschwand wie ein schimmernder Nebelstreif unter der Sonne. Hellmark steuerte seinen Geist nach den Bildern, die Al Nafuur ihm geschickt hatte.

Und sein Geist war es, der eindrang in die finstere, unerforschte Welt, die er nur durch den Spiegel im Schlafzimmer des Tony Stukman normalerweise hätte passieren können. Doch dem Geist waren keine Grenzen gesetzt. Wußte er erst, welchen Weg er einzuschlagen hatte, konnte er die Barrieren, die Raum und Zeit und die Dimensionen voneinander trennten, ohne Schwierigkeiten niederreißen.

Der Geist drang ein in die Jenseitswelt, und aus dem Geist wurde Hellmarks Doppelkörper Macabros. Macabros materialisierte im Pandämonium.

*

Die Luft rauschte. Der Himmel war eine einzige bleifarbene Fläche. Kahle, glitschige Gebirge ragten wie überdimensionale Buckel von geheimnisvollen, nackten Ungetümen aus dem Boden, über den ein allgegenwärtiger Nebel wogte.

Bizarr und fremdartig waren Bäume und Büsche. Ihr Blattwerk schien aus grau-braunen, fleischigen Lappen und spinnwebartigem Gespinst zu bestehen. Ein dichter, undurchdringlicher Dschungel breitete sich vor den Augen des Menschen aus.

»Carminia!« brüllte Macabros, die Hände wie einen Trichter an den Mund legend.

»C-a-r-m-i-n-i-a-i-i–i–a–a-i-a«, hallte das Echo durch die düstere Nebelwelt, und mehrfach verstärkt kehrte es zu ihm zurück, als würden tausend Stimmen spöttisch antworten.

Leises Rascheln im Gebüsch.

Macabros warf sich herum.

Zwei, drei furchteinflößende Gestalten, die im ersten Moment gar nicht von der Dunkelheit zu unterscheiden waren, wälzten sich wie riesige Schleimkugeln auf ihn zu.

Macabros umspannte den Griff des magischen Schwertes.

Er wich keinen Schritt zurück.

Die drei unförmigen Wesen glitten auf einer Schleimspur wie Schnecken auf ihn zu. Auf ihren schwarzen Leibern glitzerten kalte

Lichter, die aufblinkten und wieder erloschen, als würden dort elektrische Ladungen stattfinden.

Aus den Körpern drang ein Zischen und dumpfes Pfeifen. Dann glitten von unten her Auswüchse auf den Eindringling zu. Halbflüssiges Etwas schwappte um Macabros' Beine.

Er taumelte und verlor den Halt, als der Boden unter seinen Füßen plötzlich zu wanken begann. Der Untergrund verlor seine feste Form. Macabros glaubte, auf zähflüssigem Leim zu stehen. Die schmierigen Ungetüme vor ihm blähten sich weiter auf, und ekelerregender Gestank entströmte den großen, sich öffnenden und schließenden Poren.

Ein Berg türmte sich vor Macabros auf.

Der Eindringling, aus feinstofflicher Substanz bestehend, zögerte jetzt nicht länger, wollte er verhindern, daß die schleimigen Wesen ihm im wahrsten Sinn des Wortes über den Kopf wuchsen.

Die drei Leiber wuchsen zusammen und bildeten einen unüberwindlichen Wall vor ihm.

Macabros zog das Schwert des Toten Gottes durch die Luft. Die blitzende Schneide bohrte sich tief in das vor ihm wachsende, schwammartige Gebilde.

Gelbe und grüne Nebel entwichen zischend dem schleimigen Körper und stiegen wie farbige Rauchfahnen in die schmutziggraue Luft, die niemals ein Sonnenstrahl durchdrungen hatte.

Der schimmernde fleischige Ballon schrumpfte zusammen, als würde man die Luft aus ihm entfernen. Je mehr gelber und grüner Rauch aus dem Innern des abstoßenden Körpers drang, desto kleiner wurde er.

Das Schwert traf den zweiten Schleimberg – der sackte zischend, schwefelgelbe Dämpfe von sich gebend, ebenfalls auf den Boden.

Macabros machte mit dem magischen Schwert reinen Tisch. Die dämonischen Unwesen, die versucht hatten, ihn aufzuhalten, wanden sich zuckend am Boden.

Er konnte schwere gesundheitliche Schäden davontragen, wenn er seinen Originalkörper über Gebühr strapazierte.

Er lief die Buschreihen entlang und rief immer wieder den Namen der Frau, die er liebte, in der Hoffnung, darauf eine Antwort zu erhalten. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

War Carminia schon außer Hörweite oder befand sie sich schon in der Gewalt der Dämonen?

Blitzartig zuckten die Bilder, die Al Nafuur ihm schickte, noch mal durch sein Bewußtsein.

Eine schaurige Umgebung, ein fremdes, welliges Land… Düsterer Himmel, der sich endlos weit über eine apokalyptische, menschenleere Landschaft spannte.

Aber er hatte es gefühlt: diese Welt war nicht leer. Unsichtbare, gierige Wesen lauerten überall, und ständig war man von dem Gedanken erfüllt, daß der dräuende Nebel sich teilte und schreckliche Hände hervorstachen, um nach einem zu greifen.

In all dieser Einsamkeit befand sich ein Mensch aus Fleisch und Blut: Carminia. Von einem Schwarzen Priester aus der Welt entführt, die sie liebte.

Er mußte der geliebten Frau zu Hilfe eilen. Aber wo befand sie sich?

Die Fähigkeit, unbegrenzt lange hier in diesem Reich zu verweilen, besaß er nicht. Aus der sichtbaren Welt heraus steuerte und belebte er mit seinem Geist seinen Zweitkörper. Er fühlte die schwindenden Kräfte. Energie wurde verbraucht, die er nicht so schnell ersetzen konnte.

Seine Zeit hier war begrenzt. Er mußte Carminias Spuren finden.

Hellmarks geistiger Impuls löste Macabros auf und versetzte ihn kurzerhand an einen anderen Ort in dieser schrecklichen, unbekannten Alptraumwelt.

Die Umgebung, in der sich Macabros eben noch aufhielt, veränderte sich. Ein neuer Ort breitete sich vor dem in das Jenseitsreich eingedrungenen Ätherkörper aus.

Hügeliges Land, dunkel und unerforscht wie der Morgen einer neuen Welt. Geheimnisvolle Wege führten quer durch das Land. Alle Wege führten zu einem ausgetrockneten Flußbett, das zu beiden Seiten von mächtigen Bäumen flankiert wurde.

Da war es ihm, als registriere er dort schattenhafte Bewegungen. Mit der Schnelle des Gedankens wurde Macabros abermals versetzt.

Und dann sah er die Frau. Carminia? Nein, eine attraktive Blondine mit nixengrünen Augen und langen, wohlgeformten Beinen, schulterlangem Haar… Die Frau lief wie von Furien gehetzt auf den düsteren Eingang einer Höhle zu. Und die Fremde rief mit heller Stimme nach einer anderen Frau, die sich unweit von ihr befand und sich gerade vom Boden aufrappelte.

Eine zweite Frau! Blauschwarzes Haar, Ponyfransen… eine blutjunge, zierliche Chinesin.

Macabros fragte sich nicht, wie diese beiden Frauen hierher kamen. Primär war die Tatsache, daß sie sich in Gefahr befanden. Diese beiden jungen Frauen flohen vor den Dämonen, die aus dem dschungelartigen Wald hervorbrachen und in großer Zahl die Chinesin umringten.

Die schrie wie am Spieß und schlug um sich. Aber sie war zu schwach und ihre Gegner zu zahlreich, als daß sie ihnen hätte zu Leibe rücken können.

Da griff Macabros ein.

Er führte das magische Schwert mit Bravour. Blitzschnell stieß er mit der Klinge in den Wall der gespenstischen Leiber, die die junge Chinesin umringten. Aus den Augenwinkeln heraus nahm er wahr, daß auf einem nahen Baum ein weiterer Mensch saß, der weißblondes Haar hatte, eine helle, beinahe durchsichtige Haut, und der eine Kamera laufen ließ. Das Fauchen und Gurgeln aus den Mäulern der echsen- und drachenförmigen Dämonen mischte sich mit dem Surren des Elektromotors der Kamera.

Da schrie auch dieser Mann plötzlich gellend auf. Schleimige, tentakelförmige Arme stießen aus dem großen Wipfel über ihm. Der Betroffene mußte die Kamera loslassen. Im Nu waren zwei, drei Dämonen über ihm.

Macabros kämpfte verzweifelt.

Er schlug förmlich eine Gasse in die Mauer der Dämonen. Die Fischgesichter verzogen sich zu Fratzen, die wilden Augen glühten. Die Chinesin war zu bewundern, die in diesen Sekunden trotz größter Angst den Mut und die Übersicht nicht verlor. Sie erkannte sofort, daß sie hier unerwartet von einem großen, breitschultrigen Mann Hilfe erhielt. Sie fragte nicht nach dem Wieso und Warum – sie nutzte die Zeit, die Flucht zu ergreifen. Dabei fand sie noch die Zeit, auf die Kamera zuzurennen, sie aufzuheben und mitzunehmen.

Die Chinesin jagte dem Höhleneingang zu, wo in dieser Sekunde ein Mann auftauchte.

Macabros vernahm eine klare, markante Stimme. »Morna! Morna! Hierher.«

Es ging alles drunter und drüber.

Der Mann riß die Blonde an sich, ging der Chinesin zwei Schritte entgegen, packte sie am Armgelenk und zerrte sie kurzentschlossen in die geheimnisvolle Höhle, aus der plötzlich ein gleißendes Licht brach.

Menschen befanden sich in einem Teil des Pandämoniums. Waren sie freiwillig gekommen? Waren sie gezwungen, hier zu sein?

Macabros sprang über die verlöschenden Dämonen hinweg. Einige ergriffen die Flucht, als die magische Klinge vor ihren Augen aufblitzte.

Der Ätherkörper Hellmarks interessierte sich dafür, was im Innern der Höhle vorging.

Er tauchte am Eingang auf. Die Höhle war lichtüberflutet, und in der hintersten Ecke sah er zusammengepfercht die Menschen stehen. Die beiden Frauen, den jungen, sportlichen Mann – und einen schlanken, älteren mit graumelierten Schläfen und aristokratischem Gesicht.

Eine weiße Lichtkugel blähte sich auf. Der ältere Mann hielt einen Kristall in der Hand und streckte ihn mit beiden Händen über die Köpfe der Menschen.

Der Kristall blähe sich zu gewaltiger Größe auf, und während dies geschah, verging er auch schon.

Mit dem verwischenden Licht schwankten auch die Gestalten hin und her, als wären ihre Körper nur Schemen.

Macabros lächelte den Fremden zu und schwenkte das Schwert.

Er wußte nicht, wer diese Menschen waren und wie sie hierhergekommen waren. Aber instinktiv erfaßte er die Situation richtig: die Unbekannten hatten aus eigener Initiative und eigener Kraft ein Problem bewältigt. Sie kehrten offensichtlich dorthin zurück, woher sie gekommen waren.

Wie ein Gruß wirkte die Geste des blonden Mannes mit dem sonnenverbrannten Gesicht, als er jetzt den Unbekannten nachblickte, die Schwerthand hob und ihr Lächeln als Erwiderung seines Grußes wertete.

Macabros wußte nicht, daß die Menschen, die sich in diesen Sekunden seinen Blicken entzogen, niemand anders waren als die Schwedin Morna Ulbrandson, die Chinesin Su-Hang, der PSA-Agent und neue Leiter der PSA Larry Brent und der geheimnisumwitterte Graf Leucate, die durch ihr Abenteuer mit Chaos, dem steinernen Götzen, in eine schicksalsschwere Lage geraten waren.

Nur eine flüchtige Begegnung, eine Episode?

Nein, diesmal nicht. Ein seltsames Schicksal nahm hier seinen Anfang.

*

Macabros glitt wie ein Schatten in die Höhle, in der das letzte Licht versickerte. Er sah ein schattenhaftes Etwas zusammenschrumpfen, den Herrscher der Höhle, ein Geschöpf, dessen Geist hier wirkte, forderte – und vernichtete.

Ein Geist, der sich mächtiger und schlauer zu sein dünkte, als der der Menschen. Aber wieder einmal war der Beweis erbracht worden, daß Menschen auch in diesem Bereich, der den Geistern und Dämonen allein zu gehören schien, die Möglichkeit hatten, den Widersachern ein Schnippchen zu schlagen. Auch Dämonen hatten ihre Schwächen. Man mußte sie nur erkennen.

Macabros ging in die Hocke und entdeckte den aufgewühlten Boden. Spuren eines Kampfes?

Er tastete die glitschigen Höhlenwände ab und klopfte an sie. Es gab hier keinen versteckten Hohlraum, keinen Durchlaß. Er entdeckte auch nicht den geringsten Hinweis dafür, daß hier ein Dimensionstor existierte, von dem aus gefahrlos die Schwelle von dieser Jenseitswelt in die Welt der dritten Dimension hätte überschritten werden können.

Also mußten die Fremden ihre eigene Methode entwickelt haben,

die Grenzen zwischen den Welten zu sprengen.

Macabros mußte an das gleißende Licht denken. Demnach gab es noch mehr Möglichkeiten, die Schwelle vom Diesseits zu einer der zahllosen Parallelwelten zu passieren. Menschen waren erfinderisch.

Unwillkürlich zuckte ein Lächeln um seine Lippen.

Er hatte Verbündete irgendwo in der Welt, und keiner wußte vom anderen. Er mußte Mittel und Wege suchen, diese Verstreuten zu vereinen, sie zusammenzuführen. Je größer die Gruppe, desto höher die Schlagkraft. Vereint konnten sie noch viel mehr tun als ein einzelner allein.

Er verließ die Höhle, nachdem er nichts Bemerkenswertes gefunden hatte. Draußen empfing ihn wieder die stickige Treibhausluft. Das ausgetrocknete Flußbett, das wie ein breiter, rissiger Pfad von der Höhle direkt in die undurchdringlichen Wälder führte, lag gewunden wie eine überdimensionale Schlange vor ihm.

Macabros ließ den Blick schweifen.

Die Dämonen hatten sich zurückgezogen. Es war, als ob sie diesen Ort mieden, an dem die Fremden mit dem Licht und er mit dem Schwert des Toten Gottes aufgetaucht war.

Er vernahm leises Rascheln im Unterholz. Die Geräusche entfernten sich. Die Widersacher tauchten unter.

Macabros war mit seiner Mission nicht zufrieden. Er streifte noch eine kurze Zeit durch die fremde, alptraumhafte Welt und hoffte eine Spur von Carminia zu finden. Aber seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Entweder Carminia war an einer anderen Ecke dieser Parallelwelt herausgekommen, oder er hatte seinen Zweitkörper zu weit in dieses Reich versetzt. Und jetzt konnte er nicht länger bleiben. Macabros bewegte sich plötzlich wie eine Nebelgestalt im Wind. Seine Konturen verwischten, sein Körper erinnerte noch an ein gespenstisches Schemen.

In einer anderen Welt löste Hellmark den Befehl aus, und Macabros, den er nicht mehr länger ohne bedeutenden Kräfteverschleiß aufrechterhalten konnte, verschwand.

*

Björn Hellmark schwankte leicht, als erhielt er einen Stoß gegen die Brust.

Vor seinen Augen begann sich alles zu drehen, und dunkle, farbige Kreise tanzten vor ihm auf und ab.

Er atmete schnell und flach und wischte sich erschöpft über sein bleiches, schweißglänzendes Gesicht.

»Ist Ihnen nicht gut?« vernahm er die Stimme wie durch eine Wattewand.

Jemand berührte seine Schultern.

Björn riß sich zusammen und wandte den Blick.

Eine ältere Frau stand neben ihm und blickte ihn aus großen Augen an.

»Kann ich irgend etwas für Sie tun?« fragte sie besorgt. Ihre klaren, grauen Augen musterten ihn eingehend. »Sind Sie krank?«

»Nein«. Er schüttelte den Kopf, atmete tief durch und lächelte. »Es geht mir schon wieder gut. Vielen Dank!«

Die Blicke des fremden Frau ließen ihn nicht los. »Na, ich weiß nicht…«, bekam er zu hören. »Ich bin Ärztin. Irgend etwas ist mit Ihnen. Sie sind nicht betrunken, das sehe ich auf den ersten Blick. Sie sollten sich mal untersuchen lassen, junger Mann.«

»Danke für den Rat, Frau Doktor.« Er nickte. »Ja, vielleicht sollte ich das wirklich mal…« Er nickte ihr abermals grüßend zu und verließ dann die große, lärmende Halle. Außer der Ärztin, die ihn offenbar schon die ganze Zeit über beobachtete, hatte niemand etwas bemerkt.

Hellmark hatte es eilig, zu seinem parkenden Lamborghini zu kommen. Die Gedanken des Mannes waren weit weg.

Er wußte, daß die geheimnisvollen, unsichtbaren Mächte erneut die Klauen nach ihm ausstreckten, daß sie ihn abermals forderten.

Durch seine schnelle Reaktion hatte er lediglich mitbekommen, was mit Carminia geschehen war, aber der Ort, an dem sie festgehalten wurde oder durch den sie hilflos irrte, war ihm dennoch nicht genau bekannt.

Automatisch hatte er Macabros nachgeschickt und sich sofort auf Al Nafuurs Hinweise eingestellt. Aber seine Widersacher waren schneller gewesen.

Unruhe erfüllte ihn. Er fuhr schneller durch Genfs belebte Straßen, als es sonst seine Art war.

Er war auf den Verkehr konzentriert, während er gleichzeitig intensiv in sich lauschte, als könne er die Stimme des geistigen Freundes herbeirufen. Manchmal klappte es.

Diesmal hatte er Glück.

»Es war die Wohnung eines Rennfahrers, in die man sie brachte…« vernahm er unendlich leise die telepathische Stimme Al Nafuurs. »Tony Stukman…«

»Tony Stukman?« Björn Hellmarks Augen verengten sich. Dieser Name war ihm ein Begriff. Er, der selbst sportbegeistert war und sich in vielen Disziplinen betätigte, hatte eine besondere Schwäche für den Rennsport. Lange Zeit fuhr er die schnellsten Autos, ehe ein Unfall und die unaufhörlichen Bitten der Brasilianerin ihn dazu veranlaßten, diese gefährliche Sportart aufzugeben. Er hätte allerdings nicht sagen können, daß sein Leben seitdem in ruhigeren Bahnen verlief. Seiner Meinung nach war genau das Gegenteil eingetreten. Als er den

Rennsport an den Nagel hing, hatten Unruhe und Gefahren erst richtig begonnen.

Stukman war nach mehreren erstaunlichen Siegen international zum Begriff geworden. Der gebürtige Engländer fuhr seit über einem Jahr die schwierigsten Rennen der Welt und hatte hier in der Schweiz sein zweites Domizil.

»Ich werde mich mit Stukman unterhalten«, flüsterte er, obwohl das gar nicht notwendig gewesen wäre. Sein geistiger Gesprächspartner war über das, was er sagen wollte, schon Sekunden zuvor unterrichtet. Gedanken waren eben stets schneller…

Der Kontakt entwickelte sich nicht in Hellmarks Erwartungen. Al Nafuur schien weiter denn je entfernt zu sein.

Hin und wieder kam ein einzelner Begriff durch, doch mit diesem bruchstückhaften Mosaik aus Worten, Stimmungen und Bildern konnte Björn nichts anfangen. Die Kontaktaufnahme in das Zwischenreich war gestört.

Hellmark ließ während der Fahrt in die Altstadt Genfs noch mal Macabros aktiv werden. Mit Hilfe seines Doppelkörpers schaffte er auf telekinetischem Weg das Schwert herbei, das wieder in der Geisterhöhle, seinem Refugium, lag.

Auf dem Rücksitz erschien wie durch Geisterhand ein lederner Behälter, der große Ähnlichkeit mit einem allerdings etwas schmal geratenen Geigenkasten hatte.

Björns Ziel war die Straße, in der Stukman sein Apartment hatte, und er nahm das Schwert des Toten Gottes mit.

Man konnte nicht wissen, ob er es nicht brauchte.

Die Dinge waren zu mysteriös, als daß man sie als normal bezeichnen konnte.

*

»Sie sind Herr Griever?« fragte der Mann mit dem schmalen Gesicht und der auffallend spitzen Nase.

Der Angesprochene nickte. »Ja.«

»Bitte, so treten Sie doch ein.« Carel Unstett ging einen Schritt zur Seite.

Der Besucher, der einen Kopf kleiner war als der Gastgeber, trug einen schwarzen Tonbandkoffer, den er neben dem Tisch des Hotelzimmers abstellte.

Unstett verschloß die Tür hinter sich, nachdem er nochmal einen Blick nach draußen geworfen hatte, wie um sich zu überzeugen, daß auch niemand die Ankunft seines Besuchers beobachtet hatte.

Der kleine untersetzte Mann knöpfte sein Jackett auf.

Alle Fenster waren verschlossen und die Vorhänge vorgezogen.

Eine angenehme Dämmerung herrschte in dem Hotelzimmer Nr. 137, das von Carel Unstett bewohnt wurde. Der gebürtige Salzburger hielt sich seit drei Tagen in Wien auf. Der einundvierzigjährige Unstett befand sich seit Monaten auf Reisen. Er machte in großen Städten und kleinen Ortschaften Station und hielt in vorher gemieteten öffentlichen Lokalen Lichtbildervorträge. Die waren von besonderer Art. Unstett hatte sein Leben dem Übersinnlichen, der Parapsychologie und der Okkultforschung verschrieben. Daß ausgerechnet er, der stets alles, was er nicht messen, wiegen und greifen konnte, ablehnte, sich mit solchen Dingen abgab, hätte niemand in seinem Bekanntenkreis für möglich gehalten.

Unstett war alles andere als ein »Traumtänzer«. Er war ein Mann, der mit beiden Beinen fest im Leben stand, der nicht leicht von etwas zu überzeugen war. Er hatte ursprünglich Arzt werden wollen. Nebenbei belegte er Vorlesungen für Psychologie.

Er befand sich im dritten Semester, als er ein Erlebnis hatte, das sein Leben von Grund auf veränderte.

Er fuhr mit dem Zug von Salzburg nach Innsbruck und befand sich allein im Abteil, als er plötzlich das Gefühl hatte, Stimmen zu hören.

Die Stimme seiner Mutter!

Sie sagte: »Mein Sohn… wie schön, daß du kommst… aber wir werden uns nicht… wiedersehen. Leb wohl, mein Junge!«

Er wußte, seine Mutter lag im Krankenhaus. Sie sollte operiert werden. Nichts besondere Wichtiges, die Gallensteine sollten entfernt werden, und die Ärzte sahen keinerlei Probleme, die Operation aus irgendeinem Grund nicht vorzunehmen.

Was bedeutete das Stimmenphänomen? Hatte er geträumt?

Die Unruhe und Ungewißheit in ihm wuchsen, und so entschloß er sich, bei der nächsten Station auszusteigen, die Reise zu unterbrechen und mit dem nächsten Zug umgehend nach Salzburg zurückzufahren. Nach seiner Ankunft ließ er sich sofort mit dem Taxi ins Hospital bringen. Seine Mutter war bereits aus dem Operationssaal gebracht worden. Doch nicht zurück auf ihr Zimmer, sondern in die Leichenhalle. Während der Operation war es unerwartet zu einem Herzversagen gekommen.

Da begriff er, seine Mutter hatte sich nochmal in der Stunde ihres Todes bei ihm gemeldet.

Was war geschehen – und vor allen Dingen: wie war es geschehen?

Zum ersten Male in seinem Leben wurde er mit einem Phänomen konfrontiert, das er stets belächelte, wenn er in Wochenblättern oder in Büchern darüber las, die sich einen »fachlichen« Anstrich gaben. Von diesem Zeitpunkt an jedoch ließ ihm das selbst Erlebte keine Ruhe mehr. Er mußte es erforschen. Er vernachlässigte sein Medizinstudium und vertiefte sich in das Studium der Psychologie. Er

verehrte besonders den Gründer der Psychoanalyse Freud und den Schweizer Wissenschaftler C. G. Jung, der der Psychoanalyse neue Impulse gab und erstaunliche Feststellungen machte.

Beide waren auf der Suche nach der Seele, nach dem wirklichen Ich des Menschen, und er mußte feststellen, daß die Wissenschaftler außersinnliche Phänomene in den Bereich des Möglichen stellten, ja, sie sogar ausdrücklich erwähnten.

Unstett hielt sich nicht für zu alt, noch mal alles umzuwerfen. Er stürzte sich in die neue Arbeit, schleppte seltene Bücher an, trennte die Spreu vom Weizen und las sich ein Wissen an, von dem er Jahre zuvor nicht mal zu träumen gewagt hätte.

Er war überzeugt davon, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gab, als der menschliche Verstand begriff, als menschliche Sinne wahrnahmen.

Er suchte Medien auf, nahm an spiritistischen Sitzungen teil, suchte als neutraler Beobachter private parapsychische Zirkel auf und trennte auch hier streng die Spreu vom Weizen. Wieviel Betrug, wieviel Scharlatanerie wurde gerade auf diesem Gebiet getrieben!

Aber wenn man alle die Fälle, die einwandfrei Betrug waren, auf die eine Seite ordnete und alle Fälle, bei denen wirkliche parapsychische Phänomene und übersinnliche Kräfte mit im Spiel waren, der anderen Seite zuordnete – dann erst bekam man einen Eindruck davon, daß sich die echten und die wahren Fälle in etwa die Waage hielten.

Er verfaßte Bücher, und mit dem Geld finanzierte er neue Studien und neue Reisen, die ihn um die ganze Welt brachten. Er interessierte sich für magische Phänomene im afrikanischen Busch ebenso wie für religiöse Rituale von Minderheiten in Südamerika, Indien und China oder für kultische Bräuche im Mittelalter und in der Zeit der hohen Kulturen Griechenlands, Roms und Ägyptens. Überall fand er Unerklärliches. Die Parapsychologie tauchte in zahlreichen Verwandlungen immer neu auf. Einmal wurde sie mit Alchimie und Magie zusammengeworfen, ein andermal mit Geistererscheinungen und Okkultismus. Für alles hatten Menschen Begriffe geprägt. Dadurch aber war nicht, wie man hoffen konnte, wirkliche Ordnung geschaffen, sondern im Gegenteil: Verwirrung gestiftet worden. Er führte im Lauf von Jahren Tausende von Interviews durch, fertigte Protokolle an, machte Aufnahmen und studierte sie immer wieder. Er machte sich seine Arbeit nicht leicht, traf eine strenge Auslese und legte Fälle, die er nicht hundertprozentig durchleuchten und klären konnte, einfach ab. Aber noch blieb immer genügend Material übrig, das nicht nur ihn in Erstaunen versetzte, sondern alle, mit denen er darüber sprach und diskutierte.

Und so kam es, daß er eines Tages mit einem Vortrag durch die

Lande reiste und Anhänger und Kritiker gleichermaßen für seine Thesen gewinnen wollte.

Bei seinen Studien war ihm immer deutlicher zu Bewußtsein gekommen, daß des Menschen Geist und Seele nicht alles war – daß es da noch mehr gab. Einzelne wurden in die Irre geführt, wurden zu Verführten. Und damit zu Helfershelfern von Mächten, die dem menschlichen Leben auf dieser Erde feindlich gesinnt waren.

Anfangs hielt Unstett seine eigenen Überlegungen für puren Unsinn und schalt sich einen Narren. Aber dann erkannte er: es war wirklich so! Nicht nur die Uneinigkeiten der Menschen und Völker untereinander sorgten für Zündstoff und Ungerechtigkeiten, Not und Kriege in diesem Leben – darüber hinaus wurde ein anderer Kampf mit anderen Waffen ausgefochten.

Mächte der Finsternis lauerten im Unsichtbaren. Aber nicht nur dort. Sie hatten auch die Möglichkeit, sichtbar in Erscheinung zu treten. Entweder nahmen sie irgendeine menschliche Form an, oder sie bedienten sich kurzerhand des Körpers eines Menschen, dessen Willen sie sich Untertan machten. In den meisten Fällen merkten die Unglücklichen nicht mal daß sie als Marionetten benutzt wurden. Geisterhände führten sie, und sie wußten es nicht.

Medien, die das Grauen erkannten und davon Mitteilung machten, riskierten es, den Verstand zu verlieren oder Botschaften zu überbringen, die irreführend waren. Dämonen- und Geisterstimmen übertönten Nachrichten aus Parallelwelten ebenso wie anderen Dimensionen. In der Welt des Unsichtbaren, jenseits der faßbaren, erkennbaren Welt, wurde ein Kampf mit allen Mitteln geführt, der im wahrsten Sinn des Wortes weltumfassend war.

Unstett hatte für seine Person und für andere diese Gefahr erkannt und begann damit, in seinen Vortragsreisen darauf hinzuweisen. Nur wer gewarnt war, konnte rechtzeitig etwas unternehmen.

Durch seine übersinnlichen Studien war er in Räume vorgedrungen, die sicher schon andere Geister erforscht hatten. Doch darüber zu sprechen gewagt hatten die wenigsten oder niemand.

Seltsame Phänomene wurden einfach als solche nicht anerkannt oder in den Bereich der Lüge und des Märchens verbannt.

Unstett kam sich manchmal vor wie der verhöhnte Prediger in der Wüste. Er wollte den Menschen, die zu seinen Vorträgen kamen, keine neue Religion predigen, er wollte keine neue Sekte gründen – er wußte, daß genau hier viel falsch gemacht worden war. Ob Medien oder Forscher, die die andere Seite, das andere Gesicht der Welt erkannt hatten – sie hatten oft versucht, dies als Weltanschauung weiterzugeben. In einer Zeit aber, da die Technik riesige Fortschritte machte, da der Mensch sich anschickte, die Natur seines Planeten in den Griff zu bekommen, mußten solche Versuche fehlschlagen. Seit

Beginn der Erdgeschichte, seit die Erde aus dem Nichts gekommen war, existierte der Geist. Der Mensch selbst war aus diesem Geist geboren worden, der vor Äonen zu Fleisch und Blut wurde. Aber auch andere, widerspenstige Geister regten sich und mißbilligten dieses neue Leben, das in den Tiefen des Alls nach Macht und Herrschaft strebte, das die Welten zu besiedeln drohte, die andere sich auserkoren hatten.

Nur einige wenige schienen ihn zu verstehen. Mit denen sprach er dann oft noch stundenlang nach seinen Vorträgen. Es kam dabei zu spontanen Diskussionen, die den Kern der Sache trafen und oft auch zu interessanten Begegnungen, die wiederum zu neuen Bekanntschaften und Anregungen und Kontakten führten.

Auf diese Weise war auch der Kontakt mit Frank Griever entstanden.

Griever selbst hatte den Vortrag nicht besucht. Seine Frau war dort gewesen und hatte ihm berichtet. Daraufhin erst hatte Griever, begeisterter Tonbandamateur und Bastler, der seinen eigenen Fernsehapparat und eine Stereoanlage zusammengebaut hatte, Verbindung zu Carel Unstett aufgenommen. Unstett war über diese Kontaktaufnahme sehr froh, denn das, was Griever ihm am Telefon erzählte, klang plausibel und so überzeugend, daß beide Männer beschlossen, auf dem schnellsten Weg zusammenzukommen.

»Ihre Frau sagte mir gestern abend, daß Sie gerne persönlich zu meinem Vortrag erschienen wären«, leitete Unstett das Gespräch ein, während er seinem etwas scheu wirkenden Gast einen Drink eingoß.

»Ja, das ist richtig.« Griever nickte eifrig. »Aber dann habe ich es – auf einen gewissen Rat hin – unterlassen.«

Der Okkultforscher und Parapsychologe wußte bereits, womit Frank Griever sich befaßte. Griever hatte ein Gerät entwickelt, das man wie ein Telefon zum Jenseits benutzen konnte. Der untersetzte Wiener behauptete, Fragen an Verstorbene in Jenseitswelten richten zu können und auch von dort eine Antwort zu erhalten.

Seit Jahren experimentierte er mit diesem Gerät, hatte es immer weiter entwickelt und verbessert.

»Anfangs hielt ich mich grundsätzlich nicht an die Ratschläge«, fuhr Griever unvermittelt fort, während er begann, die Verschlüsse zu öffnen. »Aber dann fand ich schnell heraus, daß man drüben auf der anderen Seite tatsächlich in die Zukunft blicken konnte. Ich nahm Stimmen auf, die mich übereinstimmend davor warnten, in einer gewissen Stunde eine bestimmte Tätigkeit zu verrichten oder bestimmte Wege zu gehen. Ich tat es trotzdem.

So ging ich einmal wider besseren Ratschlags an einem Mittwochnachmittag zu einem Freund, der mich erwartete, weil ich ihm versprochen hatte, einen Stimmenversuch aus dem Jenseits

durchzuführen. Wir hofften, Kontakt zu der verstorbenen Schwester des Mannes aufnehmen zu können, die auf einer Urlaubsreise vor einem halben Jahr plötzlich gestorben war.

In einem Testament war mein Freund zum Erben bestimmt worden. Das wußte er. Aber das handgeschriebene Testament war nicht bei einem Notar hinterlegt. Es lag irgendwo in der Wohnung der Verstorbenen, aber wo – das war die Frage. Mit meinem Gerät wollten wir gemeinsam der toten Frau verschiedene Fragen stellen und das Versteck herausfinden. Zuvor war ich von einer fremden Stimme auf Band gewarnt worden, den Versuch an jenem Mittwoch durchzuführen. Der Tag sei ungünstig. Ich solle es auf den nächsten verschieben. Ich hörte nicht darauf.

Als ich meinen Freund aufsuchte, rutschte, ich auf der frisch gewachsten Treppe aus und fiel so unglücklich, daß ich mich nicht mehr aus eigener Kraft erheben konnte. Ein Hausbewohner fand mich und benachrichtigte ein Krankenfahrzeug. Ich hatte das rechte Bein gebrochen, und das linke war leicht angeknackst.

Zufall? Vielleicht! Damals glaubte ich noch daran. Aber als weitere Hinweise später erfolgten, war ich schon vorsichtiger und aufmerksamer.

Einmal wurde ich gewarnt, zu einer bestimmten Stunde eine bestimmte Straßenkreuzung zu überqueren. Ich tat es trotzdem, allerdings im Zustand höchster Konzentration und Aufmerksamkeit. Die Straße lag völlig frei vor mir, und die Ampel zeigte grün. Was hätte also passieren können? Ich ging auf dem Zebrastreifen.

Als ich mich etwa auf der Mitte der Straße befand, geschah es. Aus einer Seitenstraße raste ein dunkles Fahrzeug auf mich zu. Es ging alles blitzschnell. Ich warf mich zur Seite und wurde von einem Kotflügel noch getroffen. Der dumpfe Schmerz raste durch meine Hüften, und ich wurde mehrere Meter weit durch die Luft geschleudert. Ich hörte den aufheulenden Motor. Das Fahrzeug entfernte sich. Passanten rannten auf mich zu und kümmerten sich um mich. Mit Schürfwunden kam ich davon. Ich hatte nochmal Glück gehabt.

Am gleichen Tag erfuhr ich, daß zwei Straßen weiter ein Banküberfall stattfand und der fliehende Räuber, den man noch am gleichen Nachmittag faßte, mich fast zu Tode gefahren hätte.

Von da an wurde ich immer vorsichtiger. Ich glaubte den Stimmen aus dem Jenseits, die zukünftige Ereignisse voraussagen konnten, mehr denn je. Seit dieser Zeit stelle ich beinahe mein tägliches Horoskop danach. Irgend jemand im Jenseits, den ich nicht kenne, der es aber gut mit mir meint, meldet sich in unregelmäßigen Zeitabständen bei mir.

Gestern standen die Sterne ungünstig für mich. Die fremde Stimme

meldete sich wieder und warnte mich davor, an Ihrem Vortrag teilzunehmen. Das, worüber Sie sprachen und was Sie in Dias zeigten, aber interessierte mich brennend, denn sicher gab es da einiges, das sich mit meinen Forschungen deckte. Was wir beide in langen Jahren erarbeitet hatten, konnten wir im Gespräch miteinander austauschen.

Ich schickte also meine Frau zu Ihrem Vortrag, und sie berichtete mir ausführlich über den Abend. Nun bin ich also hier. Wie meine Frau Ihnen bereits sagte, befasse ich mich mit dem Phänomen transzendentaler Stimmen. Sie sind sehr interessiert daran, Näheres darüber zu erfahren. Wie Sie sicher wissen, wird in vielen Ländern seitdem das Phänomen der Jenseitsstimmen untersucht.

Wissenschaftler und Laien haben Hunderttausende von Stimmen aufgenommen und katalogisiert. Verstorbene beantworten Fragen nach ihrer Herkunft und ihrem Namen. Ich habe das Glück, daß meine Stimmen mir mehr mitteilen. Die Jenseitsstimmen haben es vollbracht, daß ich heute die Welt mit anderen Augen sehe. Es gibt ein Weiterleben nach dem Tode!

Das war die erste und größte Erkenntnis, die ich gewann. Aber sowohl dieses Leben, das wir hier verbringen, und das eine wichtige und entscheidende Vorstufe für jegliche Weiterentwicklung ist, als auch die Existenz nach dem Tod – sind von Feinden bedroht.

Die Welt der Dämonen ist nicht zu leugnen. Sie wirkt hier ebenso wie im Jenseits. Im Jenseits aber gibt es Stufen der Erkenntnis, die in diesem Dasein nur ganz besonders Glücklichen zuteil werden. Diese Erkennenden übermitteln Warnungen und Hinweise, um Dämonen und Verführer aufzuspüren und zu erkennen. Sie nennen Namen. Aber ich kann Ihnen viel erzählen, denken Sie jetzt. Sie sind an Tatsachen interessiert. Sie wollen selbst überprüfen, was wahr an dem ist, was ich behaupte. Nun, ich scheue weder Ihre Fragen noch Ihre Untersuchungen. Im Gegenteil: ich erwarte eine strenge Beurteilung. Alles andere wäre Selbstbetrug. Damit wäre weder Ihnen noch mir geholfen.«

Griever klappte den Deckel völlig ab und schloß das Tonbandgerät an Carel Unstett beobachtete jeden Handgriff.

Ein Tonband lag auf. Griever erklärte die Funktion der einzelnen Schalter.

Unstett hörte aufmerksam zu und probierte auf Grievers Geheiß die einzelnen Schaltungen aus.

»Eine Bitte allerdings hätte ich«, bemerkte Carel Unstett unvermittelt.

»Gern, wenn ich sie Ihnen erfüllen kann…«

»Können Sie!« Unstett ging zum Schrank, klappte eine Ledertasche auf und nahm ein fabrikneues Tonband heraus. Die Schachtel war noch verschweißt.

Griever lächelte. »Sie trauen mir nicht?«

»Doch. Aber ich möchte ganz sicher gehen.«

Da schaltete der Besucher das Band ein. Ein leises, kaum wahrnehmbares Rauschen drang aus dem eingebauten Lautsprecher. »Auch dieses Band ist vollkommen neu, Herr Unstett. Ich habe Bänder dabei, die besprochen sind. In einem Fach des Kofferdeckels des Gerätes stecken sie. Ich habe sie mitgebracht, damit Sie einen Eindruck von entscheidenden Kontakten bekommen. Das Band, das in dieser Sekunde läuft, wurde noch nie besprochen, aber ich bin selbstverständlich gern bereit, es auszutauschen.«

Unstett nickte. Er bestand darauf, um jeden Betrug, jede Manipulation auszuschließen.

Griever stöpselte das Mikrofon ein.

»Liebe Freunde im Jenseits«, begann er leise, aber mit klarer Stimme zu sprechen. »Ich weiß, daß ihr uns jetzt hören und sehen könnt. Ich habe schon oft zu euch gesprochen – und ihr mit mir. Ihr habt mir Warnungen und Hinweise gegeben, ihr habt mir Fragen beantwortet. Auch diesmal bitte ich euch: meldet euch! Wenn Ihr etwas Wichtiges mitzuteilen habt, laßt es uns wissen… Wenn ihr selbst Fragen habt, richtet sie an uns. Ich rufe in diesem Moment besonders jenen Fremden, von dem ich noch nicht mal weiß, ob er in diesem Leben Mann oder Frau gewesen ist, jenen Fremden, der ein besonderes Auge auf mein Schicksal geworfen hat und auch zum ersten Mal zu mir davon gesprochen hat, welche Macht die Geister und Dämonen eines gefährlichen Herrschers haben, der den Kosmos unterwerfen und seine Brut in allen Zeiten und Räumen sichern will. Seid ihr da, Freunde, gebt uns ein Zeichen!«

Er senkte das Mikrofon. Das Band lief weiter. Die beiden Männer hielten den Atem an. In dem abgedunkelten Hotelzimmer war es totenstill.

Eine Minute verging. Dann schaltete Frank Griever das Band ab und ließ es bis zu der Stelle zurücklaufen, an der er seine Frage beendet hatte.

Ein leises Rauschen folgte, dann ein fernes Kratzen, ein nicht verständliches Stimmengemurmel. Doch danach vier deutlich klare Worte.

»Ja, wir sind da!«

*

Sie lauschten. Kam noch mehr?

Leise Stimmen drangen aus dem Hintergrund. Eine sehr helle, die etwas rief, das man mit einiger Fantasie als »Alles Gute!« hätte bezeichnen können.

Auch Vogelstimmen hörte man ganz deutlich. Dann war die Stelle erreicht, an der Griever das Band gestoppt hatte.

Zufrieden drückte er auch jetzt wieder die Taste.

»Es ist Ihr Band, Herr Unstett. Sie haben selbst gehört, was gesprochen wurde.«

»Ja, es ist erstaunlich.« Der Wiener nagte an seiner Unterlippe, sein Gesicht war blaß. »Ich habe selbst schon ähnliche Versuche unternommen. Die Ergebnisse waren – leider – mehr als mager. Manchmal war es mir, als würden sich aus einer unendlichen Ferne Stimmen melden – aber sie waren sehr schlecht verständlich.«

»Die elektronische Ausrüstung dieses Gerätes übertrifft jene, die man in jedem Funkgeschäft bekommt, Herr Unstett. Das soll aber nicht heißen, daß mit einem normalen Tonband solche Versuche nicht möglich sind. Amateure und Laienforscher sind oft nur auf die herkömmlichen Geräte angewiesen, und sie haben großartige Erfolge damit aufzuweisen.«

Unstett ging zu den Fenstern und überprüfte, ob sie auch alle fest verschlossen waren. Die Doppelverglasung verhinderte, daß Verkehrslärm zu ihnen empordrang.

Der Parapsychologe mußte an die Vogelstimmen denken. Von draußen waren sie bestimmt nicht gekommen. Aus dem Jenseits stammten sie – wie die klare, unbekannte und geschlechtslose Stimme!

»Alles hinterläßt seine Spuren«, sagte er leise, während er nachdenklich zum Tisch zurückkam, auf dem das schwarze Gerät stand. »Wir Menschen haben die Funkwellen und die Elektronik entdeckt. Es hat sie aber schon immer gegeben. Mit Hilfe der Elektronik können wir das aufzeichnen, was uns ständig unsichtbar umgibt. Menschen glauben an die Funkwellen – und doch hat kein Mensch jemals welche gesehen. Aber an die Stimmen aus dem Jenseits die sich dieser Wellen bedienen, die vielleicht selbst zu einer Art elektronischem Impuls wurden, glaubten nur sehr wenige. Aber an den Tatsachen, die bestanden, kam niemand vorbei!«

»Darf ich das Mikrofon haben?«

»Ja, gern.«

Am handlichen Mikrofon befand sich ein Schalter, mit dem man das Band wieder starten konnte.

»Ich habe eine Frage an dich. Wenn du mich hören kannst, antworte mir mit einem klaren und deutlichen ›Ja‹.«

Griever ließ das Band eine halbe Minute lang weiterlaufen, spulte es dann zurück und das deutlich gesprochene ›Ja‹, das er gefordert hatte, war unter starkem Rauschen zu vernehmen.

»Ich suche jemand. Eine Frau. Ist es möglich, sie zu sprechen?«

Eine Minute später erfolgte die Antwort der unbekannten Stimme. »Wer… ist es?«

»Meine Mutter.«

»Kann… sie… nicht hören…«

»Kannst du sie rufen?«

»Werde… versuchen…«

Die Art und Weise, in der dieser transzendentale Sprechverkehr stattfand, war typisch. Die Stimmen, die sich aus einer jenseitigen Welt meldeten, bedienten sich auf merkwürdige Art der menschlichen Sprache.

Sie hielten sich nicht an die Grammatik, manches teilten sie in einem rätselhaften Sprechgesang mit, anderes wieder mischten sie mit fremden Wörtern einer unbekannten Sprache. Manchmal wurden Antworten lapidar knapp mit nur einem oder zwei Worten wiedergegeben.

Griever und Unstett sahen sich an. Beide Männer waren erregt. Unstett ließ sich seine Unruhe nicht anmerken. Obwohl Griever ständig diese Kontaktversuche unternahm, zog ihn das Geschehen jedesmal neu in seinen Bann.

Das Band lief um den Jenseitigen die Möglichkeit zu geben, eine Meldung zu machen. Drei Minuten warteten Griever und Unstett ab. Dann wurde das Band zurückgespult.

Stille! Aus einer endlosen Ferne meldeten sich wieder viele Stimmen. Jemand rief: »Da… sie… Anna…«

Dann eine Stimme, die nicht identisch war mit der, die bisher auf Carel Unstetts Fragen antwortete.

»In der Nähe… sie kommt nicht…«

Diese Stimme kam ihm bekannt vor. Wo hatte er sie nur schon gehört?

Er zermarterte sich das Gehirn. Plötzlich fiel es ihm wieder ein, und es lief ihm dabei eiskalt den Rücken hinab…

Das war die Stimme der alten Nachbarin, die lange Zeit im gleichen Haus auf der gleichen Etage mit ihnen wohnte und starb, als er etwa fünfzehn Jahre alt gewesen war!

*

Unstett konnte sich genau an die freundliche alte Frau erinnern, bei der er viele Stunden verbrachte und die ihm viel aus ihrer Jugend erzählt hatte. Oft hatten sie in uralten Alben geblättert. Die Nachbarin hatte als junge Frau die ganze Welt bereist und war eine bekannte Opernsängerin gewesen.

Diese Frau meldete sich…

»Andrea!« entfuhr es Carel Unstett. »Andrea! Du bist hier?«

»Verwunderlich? Wir sind alle hier!« Leises Lachen erfolgte. »Das ist normal. Franz und Erika, die Schwieger-Kinder, mit denen du

befreundet warst. Sie lassen dich grüßen.«

»Warum sprechen sie nicht selbst mit mir?« Er stieß die Worte förmlich heraus.

»Weiß nicht…«

»Und Anna – auch da…«, meldete sich plötzlich die geschlechtslose Stimme wieder und schob sich in den Vordergrund.

Die alte Opernsängerin meldete sich nicht wieder, der Kontakt war plötzlich abgebrochen.

Anna! Der Name seiner Mutter! Jetzt wurde er schon zum zweiten Mal genannt.

»Ich möchte sie sprechen.«

»Geht nicht.«

»Warum nicht?«

Keine Antwort…

»Wie geht es ihr?« Ursprünglich wollte er etwas anderes fragen aber er war so verwirrt, daß ihm im Moment nichts Besseres einfiel. Er wollte den Kontakt – von sich aus jedenfalls – nicht unterbrechen.

»Gut.«

»Hat sie noch Schmerzen?«

»Hier drüben… nicht mehr.«

»Wo befindet sie sich jetzt? Wie sieht sie aus?«

»Immer nur eine einzige Frage stellen«, kam da Frank Grievers Ermahnung. »Anders wird die Sache nur erschwert.«

Es erfolgte keine Reaktion. Das einzige, das sie hörten, war ein Murmeln und Rauschen, als befänden sich zahllose Menschen in der Nähe eines unsichtbaren Mikrofons.

»Schön hier«, sagte unverhofft eine Stimme, die sich bisher nicht gemeldet hatte. »Schmerzen… nur in der anderen Welt.«

Sie sang die Worte.

»Wie sieht meine Mutter jetzt aus?!« Unstett ließ nicht locker. »Wenn ich sie schon nicht sprechen kann, so erzählt mir mehr über sie.«

»Es geht ihr gut. Viele Grüße… und Vorsicht!«

Es waren die letzten Worte der Jenseitsstimme.

»Vorsicht?« echote Unstett. »Vorsieht – wovor?«

Keine Antworten mehr. Das Bandrauschen blieb konstant. Der Jenseitsfunk war unterbrochen.

»Hallo? Hallo? Hört ihr mich noch? Warum antwortet ihr nicht?«

Unstett lauschte. Niemand meldete sich mehr.

Griever zuckte die Achseln. »Auch das ist typisch«, meinte er. »Man kann sie nicht zwingen. Sie brechen plötzlich die Verbindung ab. Man kann sie bitten wiederzukommen. Es wird bestimmt ein nächstes Mal geben. Vielleicht heute nicht mehr, vielleicht auch morgen nicht gleich… aber wir können einen neuen Versuch unternehmen. Wenn

Sie wollen.«

»Wollen? Das ist überhaupt keine Frage, Herr Griever. Und ob ich will! – Vorsicht… was er wohl damit aussagen wollte?«

Griever atmete tief durch. »Vielleicht schweben Sie in Gefahr… vielleicht haben Sie irgend etwas im Sinn, das Sie noch durchführen wollen.«

»Nicht, daß ich wüßte…«

»Wir werden ihn danach fragen… oder sie… ich weiß immer noch nicht, wer es ist. Die Stimme nennt keinen Namen.«

Carel Unstett ging ruhelos im Zimmer auf und ab, während Griever noch mehrere Male versuchte, die Freunde im Jenseits zu rufen. Seine Versuche blieben ohne Erfolg.

»Wie mag es dort drüben wohl aussehen, Herr Griever«, begann Unstett unverhofft. »Ich habe mir schon oft Gedanken darüber gemacht…«

»Ich habe schon oft welche danach gefragt. Es soll Berge, Bäume, Flüsse und Bäche geben… der Geist ist frei… er hat keinen Körper mehr, der ihn umhüllt. Es gibt keine Krankheiten und keine Schmerzen mehr. Sorgen und Essen und Trinken existieren nicht. Wo kein Körper ist – braucht man ihn nicht zu erhalten.«

»Sie schildern das so, als wäre es erstrebenswert, so schnell wie möglich dort hinüber zugelangen und dieses Jammertal, in dem wir tagtäglich herumwurzeln, zu verlassen. Da kommt man ja direkt auf Selbstmordgedanken.«

»Das wäre das Verkehrteste, was man tun könnte! Man kann eine Stufe nicht überspringen. Hier beginnt eine Existenz, hier werden Seele und Geist vorbereitet und geformt, und erst wer reif ist, wird abgerufen. Der Tod muß auf natürliche Weise eintreten, darf nicht gewalttätig sein. Der Übergang ist wie eine Verpuppung. Die Raupe spinnt sich ein, und dann kommt eines Tages der Zeitpunkt, wo die häßliche Hülle abgestreift wird und ein wunderschöner Schmetterling zum Vorschein kommt. Ein neues Stadium des Lebens beginnt.«

»Sie hätten Poet werden sollen.«

»Sie werden lachen – aber es gab eine Zeit, da habe ich meine Gedanken niedergeschrieben, weil niemand da war, mit dem ich mich hätte unterhalten können. Sobald man ein wenig von der Norm abweicht, riskiert man, ausgelacht und verspottet zu werden. Heute macht mir das nichts mehr aus. Ich lege meinen Standpunkt dar – und dann kann jeder damit machen, was er will. Heute weiß ich eben mehr.«

»Wir sind uns sehr ähnlich«, murmelte Unstett und wischte sich über die Augen. »Auch was Ihre Gedankengänge anbetrifft… ja, eines Tages kommt der Augenblick, da denkt man tiefer über gewisse Dinge im Leben nach. Ich habe mir oft die Frage gestellt: wie mag das

wirklich sein – wenn es mal zu Ende geht? Kommt etwas danach – oder nicht? Ist es nur ein Wunschtraum, eine Sehnsucht? Glauben wir nur daran, daß es so sein wird, wie wir uns vorstellen – oder existiert da wirklich etwas? Die Welt als ein Paradies auf der anderen Seite des Todes?«

»Ja – und nein. Es kommt darauf an, wie man dort ankommt und warum. Ich sagte es schon: wer einen gewaltsamen Tod erleidet – sei er nun durch Mord, Selbstmord oder Unfall herbeigeführt – wird es schwer haben. Sie kommen drüben an – und begreifen im ersten Augenblick ihren Tod nicht! Sie sind der Meinung, noch am Leben zu sein. Es kommt zu schweren Verwicklungen für den Neuankömmling. In den meisten Fällen ist es so, daß diese Menschen auf einer niederen Entwicklungsstufe stehenbleiben oder noch mal eine Chance durch eine Wiedergeburt erhalten, in der sie ihren neuen Geist, ihre neue Seele zur Vollendung führen können. Das alles ist zu kompliziert. Ich habe es mir aus dem, was ich gehört habe, zurechtgelegt. Ob es stimmt, weiß ich nicht. Die Welt der Toten ist noch lange nicht erforscht. Wir, die wir auf dieser Seite stehen und über das, was sein wird, nachdenken, haben erst angefangen, die Verbindung aufzunehmen. Aber es scheint, als wolle man uns gar nicht alles mitteilen, als sei dies gar nicht wichtig für uns…«

»Und doch interessiert es mich. Ich gäbe was darum, könnte ich einen Blick hinüberwerfen und mit dem Geschauten zurückkehren«, sagte Carel Unstett verträumt.

Als er so sprach, blickte Frank Griever ihn merkwürdig an. Aber das sah er nicht…

*

Er packte das Gerät zusammen.

Gemeinsam mit seinem Besucher ging Unstett hinunter in den Speiseraum. Der Okkultforscher lud Griever zum Essen ein. Aber der Besucher lehnte dankend ab.

»Ein andermal gern, Herr Unstett, aber meine Frau hat zu Hause alles vorbereitet. Ich möchte sie nicht enttäuschen. Sie hat sich soviel Mühe gemacht – und dann sage ich ab… Sie verstehen?«

»Natürlich.«

Sie verabschiedeten sich. Unstett begleitete seinen Gast, mit dem er sich für den morgigen Abend verabredete, bis zu der großen Glastür, die in die pompöse Vorhalle des Hotels führte. In diesem Augenblick wurde über die Lautsprecheransage bekanntgegeben, daß Herr Carel Unstett am Telefon verlangt würde.

Unstett lief sofort zur Rezeption, und der diensthabende Portier zeigte ihm die Zelle, in die er das Gespräch verlegte.

Unstett meldete sich.

Am anderen Ende der Strippe befand sich Frau Griever.

»Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen«, begann sie…

»Ich mich bei Ihnen«, ließ Unstett sie gar nicht aussprechen.

»Aber wieso?« fragte sie erstaunt zurück. »Wieso müssen Sie sich bei mir entschuldigen, wenn ich erst jetzt dazu komme, Ihnen mitzuteilen, daß das mit meinem Mann heute nicht klappen wird, Herr Unstett? Er mußte plötzlich weg und…«

Unstett warf seinen Kopf ruckartig herum. Durch die Glastür konnte er die Vorhalle und die nach draußen führende Treppe überblicken. Frank Griever stand am Straßenrand und hielt den schwarzen Tonbandkaff er in der Hand.

»… es ist etwas passiert, Herr Unstett«, vernahm er die schnelle und aufgeregte Stimme aus der Muschel. »Heute morgen um neun Uhr wurde mein Mann mit einem Kreislaufkollaps ins Hospital eingeliefert. Ich bin vor lauter Aufregung noch nicht dazu gekommen, Sie früher anzurufen!«

*

Unstett stand steif. Er reagierte wie tiefgeschockt und wollte etwas sagen, auf den Mann hinweisen, der ihm die ganze Zeit Gesellschaft geleistet hatte. Dieser Mann, der sich nun anschickte, die Straße zu überqueren, hatte sich ihm als Frank Griever vorgestellt und war genau zu dem verabredeten Zeitpunkt hier eingetroffen. Aber wenn Frank Griever doch gar nicht die Verabredung einhalten konnte – wer war dann dieser Mann?

Am liebsten hätte Unstett das, was er erlebt hatte, was er jetzt noch sah, ins Telefon gebrüllt. Doch er konnte dieser Frau, die sich sorgte, nicht noch zusätzlich einen Schock versetzen.

»Es ist gut, danke schön, daß Sie mich angerufen haben«, sagte er deshalb tonlos. »Es macht nichts. Dann verschieben wir das Ganze einfach, das ist doch selbstverständlich. Ich rufe im Lauf des Tages noch mal an und erkundige mich nach dem Befinden Ihres Mannes.«

Carel Unstett durfte keine Zeit verlieren, er legte auf und ließ seine Gesprächspartnerin erst gar nicht mehr zu Wort kommen. Als er aus der Zelle lief, schämte er sich, daß er sich Frau Griever gegenüber so kurz angebunden gezeigt hatte. Was mochte die Frau in ihrer Situation von ihm denken? Mit keinem Wort hatte er sich nach Frank Grievers Zustand erkundigt, mit keinem Wort gute Besserung gewünscht.

Er war aufs äußerste erregt, und seine Gedanken bildeten ein wirres Durcheinander in seinem Kopf.

Erst als er die Treppen hinunterrannte und sich dem Fahrbahnrand näherte, konnte er wieder klar denken.

Dort drüben lief der Mann, der sich Frank Griever nannte und mit dem er zwei Stunden lang ein äußerst interessantes und inhaltsreiches Gespräch geführt hatte.

Der falsche Griever… aber war der wirklich falsch, meldete sich sein kritisches Bewußtsein. Konnte nicht ebensogut der Anruf fingiert sein? Aber was für eine Bedeutung sollte dieses Durcheinander haben?

Er jagte über die Straße. Reifen quietschten. Ein Fahrer mußte seinen Wagen schnell zum Stehen bringen, um ihn nicht zu überfahren.

»Können Sie denn nicht besser aufpassen, verdammt nochmal?« Unstett hörte die Stimme, aber er wandte sich nicht in die Richtung des Rufers.

Griever steuerte auf ein Taxi zu, das fünf Meter von ihm entfernt an der Straßenecke hielt.

Unstett beschleunigte seinen Schritt.

»Herr Griever! Herr Griever!« rief der Okkultforscher. »So warten Sie doch! Ich – muß Ihnen noch etwas sagen!«

Frank Griever schickte sich schon an, den Platz im Fond des Taxis einzunehmen.

Erstaunt blickte der Mann mit dem Tonbandkoffer sich um.

»Ja, bitte, Herr Unstett?« fragte er verwundert.

»Ich muß Sie doch nochmal sprechen. Es ist sehr wichtig«, sagte Carel Unstett atemlos.

*

Er warf einen Blick an der alten Fassade des Hauses empor. Die massigen Wipfel der Kastanienbäume warfen riesige Schatten, die sich in den hohen Fenstern spiegelten.

Das war das Haus, in dem Tony Stukman wohnte und in das man Carminia Brado entführt hatte. Aber dort hielt sie sich nicht mehr auf. Ihr Entführer hatte diesen Ort gewählt, um sie in eine der finsteren Jenseitswelten zu verschleppen.

Dieses Haus, die Wohnung Tony Stukmans, das Auftauchen eines Schwarzen Priesters und die Verbindung Parallelwelt – Diesseits gehörten zusammen. Hier mitten in Genf hatte sich eine Macht etabliert von der offensichtlich niemand etwas ahnte.

Al Nafuur hatte die Gefahr entdeckt und hatte sie mitgeteilt. Allerdings war der Hinweis zu spät erfolgt, um Carminia noch zu nützen.

Den Kopf voller Gedanken, eilte Hellmark die Treppen nach oben.

Viertes Stockwerk! Ein Korridor wie eine Halle, groß und hoch. Sehr sauber. Schwere, eichene Türen. In einer Mische neben dem Fenster stand ein Gummibaum, der seine fettig glänzenden Blätter bis

unter die Decke streckte.

Auf einem Messingschild neben der Tür stand in großen Lettern Stukmans Name.

Hellmark betätigte die Klingel.

Schritte näherten sich eilig. Dann wurde die Tür geöffnet. Auf der Schwelle stand eine schwarzhaarige junge Frau im hauteng anliegenden Hausanzug. Der Ausschnitt war so raffiniert gestaltet, daß man der rassigen Schönen nicht in die Augen sah, sondern den Blick um dreißig Zentimeter tiefer senkte, wo er hängenblieb.

»Ja, bitte?« Ihre Stimme klang dunkel und weich und hatte etwas Samtiges. »Sie wünschen?«

Sie lächelte. Ihre rot und feucht schimmernden Lippen öffneten sich leicht. Makellos weiß blinkten die Zähne.

»Entschuldigen Sie«, murmelte Hellmark und gab sich verstört. »Ich glaube, ich habe mich in der Tür geirrt…« Er beugte sich zurück und wollte kontrollierend einen Blick auf das Namensschild werfen.

Da sagte sie: »Tony Stukman steht darauf. Wenn Sie zu ihm wollen, dann sind Sie richtig.«

»Will ich.«

»Na, sehen Sie!«

»Aber Sie sind nicht Stukman, wenn ich richtig sehe.« Er schüttelte sich leicht, griff sich an den obersten Kragenknopf und öffnete ihn.

»Sie haben wohl noch nie eine Frau gesehen, hm?« Sie zog kaum merklich die nachgezogenen Augenbrauen in die Höhe.

»Doch schon, aber noch keine, die so fantastische Rennen fährt.«

»Ich bin nicht Stukman. Ich bin seine Freundin. Er ist im Moment nicht da, muß aber bald wieder zurück sein.« Er wollte daraufhin sagen, daß er in diesem Fall gern noch mal wiederkommen wolle. Aber sie ließ ihn erst gar nicht zu Wort kommen. »Sie können gern hier auf ihn warten. Bitte, treten Sie doch näher!«

Sie war freundlich. Zu freundlich? Das konnte Hellmark eigentlich nicht sagen. Sie war eine auffallend schöne Frau, die sich ihrer Wirkung auf die Männer wohlbewußt war. Die Kurven, die sie aufzuweisen hatte, waren nicht nur etwas für Rennfahrer.

Als sie jetzt einen Schritt auf die Seite trat, knirschte es leise in ihrem Anzug, als ob er aus allen Nähten platzte.

»Kommen Sie, genieren Sie sich nicht!« Deutlicher konnte man nicht in eine Wohnung gebeten werden.

Die Schwarzhaarige drückte die Tür ins Schloß. Hellmark war aufmerksam. Das Verhalten dieser Frau ließ entweder darauf schließen, daß sie zu den ganz Abgebrühten zählte, mannstoll war oder – Hilfe brauchte. Da war etwas in ihrem Blick, das ihn nachdenklich stimmte.

Sie griff nach seinen Händen.

»Sie müssen mir helfen«, stieß sie hervor. »Ich weiß nicht, wer Sie sind, was Sie eigentlich von Tony wollen, wie Sie zu ihm stehen – aber Sie gefallen mir, Sie waren mir vom ersten Augenblick an sympathisch! Ich glaube, man kann Vertrauen zu Ihnen haben. Ich habe mich selten in Menschen getäuscht.« Das alles kam so schnell und doch abgehackt über ihre Lippen, daß Hellmark im ersten Moment gar nicht wußte, wie ihm geschah.

»Sie müssen mir helfen, Sie müssen ich bin völlig am Ende!«

*

Eine Falle? War ihr Verhalten – echt?

Wenn sie ihm nur etwas vormachte, dann allerdings war sie eine ausgezeichnete Schauspielerin!

Sie hing an seinem Hals, und ein Schluchzen schüttelte ihren Körper.

Hellmark pflückte sie langsam von sich ab.

»Was ist mit Ihnen?« fragte er leise. Seine Blicke befanden sich in ständiger Bewegung. War dieses Mädchen eine Gefangene – wie Carminia? Diese Frage drängte sich ihm plötzlich ohne ersichtlichen Grund auf. Er verwarf sie ebenso schnell wieder, wie sie ihm gekommen war.

Die junge Frau blickte zu ihm auf. »Ich kenne Sie nicht«, wisperte sie wischte sich verstohlen eine Träne aus den Augen, zuckte die Achseln und senkte den Blick. »Meine Nerven – ich bin völlig fertig! Ich weiß nicht, was ich noch tun soll. Da steht ein Fremder vor mir, und ich werfe mich ihm an den Hals und fange an zu weinen. Ein Mann, der nicht zu mir, sondern zu Tony will, und von dem ich nichts weiß. Ist das nicht seltsam?«

»Doch, das ist es«, nickte Hellmark.

Sie fuhr sich durch die Haare und atmete tief durch, so daß ihr Busen sich hob und das Dekollete in Gefahr geriet, aufzureißen. Straffe, feste Brüste füllten den glitzernden Stoff. »Entschuldigen Sie mein Benehmen«, sagte sie plötzlich. Von einer Sekunde zur anderen änderte sich ihr Wesen. Ihre Miene wurde kühl, beinahe hart.

Was war los mit ihr?

War sie krank? Litt sie unter Depressionen? Stand sie unter Drogeneinwirkung?

»Vergessen Sie, was eben war«, sagte sie mit gläserner Stimme. »Ich bin betrunken… nichts weiter sonst. Nehmen Sie mich nicht ernst…!« Sie lachte leise und rauh. Es klang gekünstelt. »Sie wollten zu Tony – wer sind Sie? Was wünschen Sie von ihm?«

»Mein Name ist Björn Hellmark. Ich würde Mister Stukman ein paar Fragen stellen.«

»Vielleicht kann ich Ihnen diese Fragen auch beantworten. Ich lebe schon ziemlich lange mit ihm zusammen.« Sie führte ihn ins Wohnzimmer und bot ihm einen Platz und etwas zu trinken an. Während sie den Drink mixte, ließ Hellmark sie nicht aus den Augen. Er konnte jedoch nichts Verdächtiges dabei feststellen.

»Die eine oder andere Frage können Sie mir sicher beantworten«, fuhr er fort, als sie ihm gegenübersaß, ihre aufregend langen Beine übereinander schlug und sich betont langsam in die weichen Polster zurücklehnte.

Ganz leicht nickte sie mit dem Kopf, und das dichte, füllige Haar rahmte ihr edel geschnittenes Gesicht wie eine schöne Mähne.

»Ich bin ein großer Anhänger von Tony Stukman«, sagte Björn. »Sein bemerkenswerter Erfolg hat mich begeistert. Ich verstehe auch ein bißchen was von Autorennen. Wie schafft man es, so schnell in die Spitze zu kommen? Da muß es doch ein Erfolgsrezept geben?

Stukman hat doch kaum eine Anlaufzeit benötigt. Er trat auf – und schon war er da, wo er sein wollte: ganz oben! Das war geradeso, als ob es nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre.«

Er wählte diese Worte mit Bedacht und ganz bewußt und ließ dabei seine Gesprächspartnerin nicht aus den Augen.

Es war ihm, als würde sie ganz leicht zusammenzucken. Ein Mensch mit weniger ausgeprägter Beobachtungsgabe hätte diese Reaktion nicht mal bemerkt. Doch Hellmark hatte gelernt, aus den winzigsten Gesten Kapital zu schlagen.

Für den Bruchteil einer Sekunde war es ihm, als würde die junge Frau ganz leicht nicken.

Ihre Blicke begegneten sich.

Nein, diese Frau war nicht krank und stand auch nicht unter Drogeneinwirkung.

Sie hatte Angst, nackte, erbärmliche Angst – und die las Hellmark aus ihren Augen.

Da sprach er sie ohne Umschweife darauf an.

»Reden Sie, schütten Sie Ihr Herz aus! Was ist los mit Ihnen? Ich will ehrlich zu Ihnen sein: ich bin auf der Suche nach einer Frau. Ich weiß, daß sie in dieser Wohnung war. Vielleicht ist sie noch immer hier, und Sie können mir etwas über sie sagen. Es steht einwandfrei fest, daß Tony Stukman in irgendeiner Form an ihrem Verschwinden beteiligt gewesen ist. Möglich, daß auch Sie nicht freiwillig hier sind. Ihr ganzes Verhalten, Ihre unterdrückte Furcht – das alles spricht dafür. Sie haben Angst vor irgend etwas, das Sie kennen. Vielleicht kann ich Ihnen helfen – und Sie mir, daß ich Carminia wiederfinde und daß Sie nicht dorthin müssen, wohin man sie offenbar gebracht hat!«

Hellmark blickte sie unablässig an, und ihr Blick sagte ihm, daß er

mit seinen Vermutungen richtig lag!

*

»Können Sie anderer Leute Gedanken lesen?« wurde er gefragt.

»Nein, leider nicht. Sonst wüßte ich mehr über das, was jetzt in Ihnen vorgeht.«

Ihre Hände zitterten, als sie nach ihrem Glas griff, und sie umschloß das Glas mit beiden Händen, damit das Zittern nicht so auffiel.

»Stukman ist ein Teufel«, stieß sie haßerfüllt hervor, und ihre Augen glitzerten wie geschliffene Eiskristalle.

»Wenn Sie das wissen, warum verlassen Sie ihn dann nicht?«

»Das ist einfacher gesagt, als getan. Allein schaffe ich das nicht.«

»Woher wissen Sie das?«

Sie senkte den Blick, nagte an ihrer Unterlippe, und es verging eine Weile, ehe sie wieder zu sprechen anfing. »Es ist schwer, über gewisse Dinge zu reden.«

»Tun Sie's trotzdem!«

»Glauben Sie an Hellseher und Wahrsager?«

»Nicht an alle, an einige, ja.«

»Ich habe mit einer Wahrsagerin gesprochen. Vor etwa vier Wochen. Stukman weiß nichts davon. Für mich war es wichtig, zu erfahren, was die Zukunft bringt. Ich suche nach einem Ausweg aus dem Dilemma, in das ich mich selbst manövriert habe. Ich war begeistert von Stukman. Was für ein Mann! Er ist mutig, tapfer und erfolgreich. Und er sieht nicht schlecht aus. Ich habe kein Rennen versäumt, das er mitmachte. Ich habe die Lokale besucht, in denen er verkehrte, und habe mich in den Hotels einquartiert, in denen er abstieg. Ich bin ihm um die halbe Welt nachgereist. Verrückt, werden sie denken. Aber so ist das nun mal, wenn man jemand liebt – oder wenn man glaubt, daß es Liebe ist. Ich tauchte überall dort auf, wo auch Stukman zu finden war, und so war es nicht verwunderlich, daß es ihm mal auffiel. Auffälliger als ich konnte sich schließlich niemand benehmen. Er wurde stets von einem Schwarm junger Mädchen umringt, und er hätte zehn an jedem Finger haben können. Frauen aller Schattierungen, aller Nationalitäten. Ich zog seine Aufmerksamkeit auf mich – und auf einmal stand ich im Mittelpunkt seines Interesses. In einer Bar auf den Bahamas tanzten wir den ersten Tanz, und wir tanzten danach die ganze Nacht durch.

Er hatte – wie ich – Feuer gefangen! Wenn es Liebe auf den ersten Blick gibt, hier hatte sie sich erfüllt.

Von Stund' an waren wir Tag und Nacht zusammen. Es war einfach schön. Wenn ich heute darüber nachdenke, glaube ich, daß alles nur

ein Traum gewesen ist – oder aber es war doch Wirklichkeit und das, was jetzt geschieht ist ein Alptraum, aus dem ich irgendwann wieder mal erwachen werde. – Aber davon wollte ich Ihnen nichts erzählen. Um die Wahrsagerin handelte es sich…

Ich ging hin mit der Bitte, mir schonungslos meine Zukunftsaussichten zu nennen. Ich sprach kein Wort über mich, gab ihr keine Hinweise – und doch war es erstaunlich, wieviel Details über mein Leben, über meine Herkunft und meine Vergangenheit diese Frau zu nennen wußte. Sie sagte mir auf den Kopf zu, daß ich mich in größten Schwierigkeiten befände, daß sogar mein Leben bedroht sei. Es sei keine natürliche Gefahr… sie käme von irgendwoher, was sie nicht bezeichnen könne. Ein Mann hätte damit zu tun Einflüsse aus einer anderen, furchtbaren Welt spielten eine große Rolle. In Wirklichkeit wäre ich gar nicht mehr frei, sondern eine Gefangene… die Gefahr, in der ich mich befände, sei nicht einfach und mit normalen Mitteln zu bewältigen. Aber eine Lösung gäbe es. Sie erwähnte den Besuch eines Fremden, eines Mannes, den ich nie zuvor gesehen hätte. Diese Begegnung würde unmittelbar vor einem großen festlichen Abend stattfinden. Ich sollte die Tage vor diesem Abend gründlich beobachten und die Menschen genau ansehen, mit denen ich zusammenkäme. Der Fremde, dem ich begegnen würde, sei mir auf den ersten Blick sympathisch…

Ich bin seit dem Besuch bei jener prominenten Wahrsagerin niemandem begegnet, auf den dies zugetroffen hätte. Bis vorhin, als Sie vor mir standen. Da war es plötzlich da, dieses Gefühl des Vertrauens, der Geborgenheit. Sie, ein Fremder, bei dem das Gefühl aufkam, er sei ein Freund, ein Beschützer. Wie eine Flut brach plötzlich ein Gefühlssturm über mich herein. Da habe ich abgebaut, versagt. Ich habe mich benommen wie ein kleines dummes Mädchen. Am liebsten hätte ich in dieser Sekunde alles hinausgebrüllt. Ich war drauf und dran, es auch wirklich zu tun. Aber dann habe ich mich zusammengerissen. Wenn Sie der Unbekannte sind, auf den ich gewartet habe, dann erhalte ich durch Sie eine Chance, mich von Stukman zu lösen, ohne eine Gefahr für Leib und Seele einzugehen.«

Das »Seele« betonte sie so auffällig, daß man es überhaupt nicht überhören konnte.

»Auch der Zeitpunkt stimmt. Morgen ist der Ball.«

»Was für ein Ball?«

»Stukman und ich sind im Hotel Kronenberg eingeladen. Prominente Politiker, Leute aus Kunst und Wissenschaft nehmen daran teil. Rund dreißig Personen werden wir sein. Kein großes Fest, aber ein wichtiges, wie Stukman mir gesagt hat. Er hofft dort mit ein paar Leuten sprechen zu können, die ihm behilflich sind, seine Karriere weiter auszubauen. Karriere! Das ist das einzige, was er im Kopf hat.

Ich weiß nicht, was Sie mit mir, mit Stukman und mit dem Fest zu tun haben. Ich sage Ihnen einfach alles, wie es mir gerade in den Sinn kömmt. Ich bin nicht mal mehr fähig, meine Gedanken richtig zu ordnen. Wenn mich letzt jemand hören konnte, er müßte mich für verrückt halten. Ich spreche zu einem Fremden wie zu einem Freund.«

Sie stellte das Glas auf den Tisch zurück, preßte beide Hände gegen ihr Gesicht und flüsterte: »Stukman ist ein Schwein, ein Ungeheuer! Ich bin in die Fänge eines Drachens geraten – und nicht in die Hände des Mannes, den ich zu lieben glaubte, und von dem ich meinte, daß auch er mich liebt. O ja, er liebt mich. Aber er liebt mich so, wie ein Tiger seine Beute.«

Ohne sie einmal zu unterbrechen, halte Björn Hellmark sie ausreden lassen. Ihre Ausführungen waren ein wirres Durcheinander gewesen. Er stellte jetzt gezielt ein paar Fragen, um die Dinge in Ordnung zu bringen.

Zunächst erfuhr er ihren Namen. Sie hieß Lorette Massieu und war französischer Abstammung. Sie war auf Noumea, einer Südseeinsel, geboren. Und von der Rasse der Eingeborenenmädchen dort hatte sie auch einiges aufzuweisen.

Lorette wußte nichts von Carminia Brado.

»Aber sie muß heute hier gewesen sein. Das ist höchstens zwei Stunden her!« meinte Björn.

»Es ist möglich, wenn auch unwahrscheinlich. Ich weiß, daß Tony kein Interesse mehr an anderen Frauen hat…«

»Es war kein normales Zusammentreffen. Es war eine Entführung«, fiel Hellmark Lorette Massieu ins Wort.

»Auch das ist möglich. Ich war den ganzen Vormittag unterwegs. Ich bin erst seit einer guten halben Stunde wieder hier. Es gab einige Besorgungen zu erledigen. In der Zwischenzeit kann die Frau, die Sie suchen, ohne Zweifel hier gewesen sein. Entführung? Aus welchem Grund, frage ich mich? Stukman – hat doch mich.«

Das war wieder eine jener Bemerkungen, mit denen er nichts anzufangen wußte. Lorette Massieu war und blieb ihm ein Rätsel. Auf der einen Seite gab sie sich den Anstrich, als wolle sie endlich und vollständig all das sagen, was sie bedrückte, und dann wieder scheute sie sich ganz offensichtlich vor ihrer eigenen Courage. Es gab eine Barriere in ihr, die sie nicht niederreißen konnte oder wollte.

Und noch eine andere Überlegung stieg in seinem Bewußtsein auf. Lorette Massieu sah in ihm den Mann, der ihr helfen sollte und konnte. Und sie erwartete offensichtlich die Initiative von ihm.

Das konnte schon richtig sein, und Hellmark bedachte all das, was er hier hörte, sah und selbst redete, sehr wohl.

Eines hatte er erkannt: Stukman war nicht der Mensch, für den er sich ausgab. Das Bild, das die Öffentlichkeit von ihm hatte, stimmte

nicht.

Die ganze Situation war mehr als merkwürdig und undurchsichtig, und er befand sich ständig in gespannter Aufmerksamkeit, daß ihm ja nichts entging.

Lorette wußte nichts von Carminia. Auf der einen Seite hielt sie es kaum für möglich, daß Stukman sich um andere Frauen kümmerte, auf der anderen Seite wiederum schloß sie es doch nicht aus.

Je länger er mit Lorette Massieu zusammen war, desto rätselhafter kam sie ihm vor.

»Gibt es hier im Haus einen besonders großen Spiegel?« fragte er unerwartet, sich daran erinnernd, was er als Macabros für Eindrücke empfangen hatte.

»Einen? Mehr als Sie wollen, Herr Hellmark!« Damit erhob sie sich. »Kommen Sie mit! Solange Stukman noch nicht hier ist, kann ich Ihnen die ganze Wohnung zeigen. Tony ist ein Spiegelfan. Er hat das ganze Schlafzimmer voll davon. Sehen Sie sich's mal an!«

Lorette Massieu führte ihn. Sie hatte den Gang eines Mannequins, bewegte sich mit perfekter Grazie, und Hellmark konnte Stukman verstehen, daß er allen anderen Freundinnen den Laufpaß gab und sich nur noch mit Lorette sehen ließ. Aber im Zusammenleben dieses Paares stimmte einiges nicht.

Was für eine Rolle spielte Stukman in dem Film, der hier ablief? Ein Geheimnis umgab Lorette Massieu – und ein nicht minder großes den Rennfahrer. Hellmark wurde das Gefühl nicht los, in ein Wespennest gegriffen zu haben. Stukman hatte Kontakt zu unsichtbaren Mächten, die seinen Aufstieg ermöglicht hatten. Lorette Massieu schien sehr schnell erkannt zu haben, daß mit dem Mann, dem sie ihr Leben und ihre Liebe widmete, etwas nicht stammte.

Bemerkungen wie: ›Er liebt mich wie ein Tiger seine Beute‹ und ›Er hat doch mich‹, zeigten ihm, daß Lorette Massieu mehr wußte, als sie zugab, worüber sie gern gesprochen hätte, aber nicht den Mut fand, es zu tun.

»Hier ist es!« Die Stimme der Halbfranzösin riß ihn aus der Nachdenklichkeit.

Ringsum Spiegelwände! Hellmark wußte sofort, daß er diesen Raum mit Macabros' Augen schon mal gesehen hatte!

Er tastete die Spiegel ab. Sie waren kristallklar, und einer war wie der andere.

»Suchen Sie etwas Bestimmtes?« hörte er Lorettes Stimme hinter sich.

War sie wirklich so ahnungslos oder tat sie nur so?

Einer dieser Spiegel war wie der Kiuna Macgullyghoshs – war ein Hexenspiegel, hinter dem eine andere Welt begann. Die Welt hinter dem Spiegel war ein besonderes Reich. Stukmans Liebe zu den

Spiegeln mußte seinen besonderen Grund haben.

Hellmark ging von einem Spiegel zum anderen und ertappte sich dabei, daß er wieder anfing, Lorette Massieu Fragen zu stellen. Aber es kam nicht viel dabei heraus. Der Eindruck, den er nach der ersten ausführlichen Besprechung mit der Fremden gehabt hatte, verstärkte sich nur noch. Lorette Massieu erwartete von ihm eine Lösung ihrer Probleme, die er erst in Umrissen erkannte!

Was für eine Situation!

Hellmark war gekommen, um Hinweise über Carminias Schicksal zu erhalten, und stieß auf eine Frau, die sich ebenfalls in Bedrängnis befand, die in irgendeiner Form abhängig geworden war, manipuliert wurde – und in Wirklichkeit doch nicht genau zu wissen schien, was eigentlich um sie herum vorging.

»Was suchen Sie eigentlich, Herr Hellmark?«

»Einen Ausgang aus diesem Zimmer«, murmelte Björn ernst.

»Der ist dort!« Damit wies sie zur Tür, durch die sie beide eben gekommen waren.

»Den meine ich nicht. Es muß noch einen Ausgang geben.«

»Davon weiß ich nichts!«

»Carminia Brado war hier, ich weiß es genau… aber die Spiegel sind massiv…« Er klopfte sie ab.

»Wie sollten sie sonst sein?«

Er wollte ihr etwas von jener geheimnisvollen Welt hinter gewissen Spiegeln berichten, doch er kam nicht mehr dazu.

Ein leises, klapperndes Geräusch vor der Wohnungstür ließ sie herumfahren.

Schlüssel!

»Tony!« entfuhr es Lorette Massieu erschrocken, und sie riß ihre Rechte an die Lippen. »Mein Gott! Ich habe ihn ganz vergessen. Was machen wir jetzt? Er darf Sie auf keinen Fall hier finden! Er wird mich umbringen.«

»Scheint ja ein ganz Wilder zu sein, Ihr Tony.«

»Er hat es mir strengstens untersagt, während seiner Abwesenheit jemand in die Wohnung zu lassen.«

»Auf der einen Seite kann ich das verstehen. Er hat Angst, daß Sie kurzerhand jemand mitnimmt.«

»Hier in der Wohnung können Sie auf keinen Fall bleiben. Tony hat die Angewohnheit durch sämtliche Räume zu marschieren.« Ihr Blick fiel auf eines der Fenster.

Björn folgte ihrem Blick und begriff, was in ihr vorging. Vor dem Fenster lief ein schmaler Sims rund um das Haus.

»Verstehe schon«, zischte Hellmark. Nur acht Meter entfernt wurde im gleichen Augenblick die Wohnungstür geöffnet.

Geistesgegenwärtig griff Björn noch nach seinem halbgefüllten

Glas. »Das nehm' ich mit zur Nervenstärkung.«

Mit drei schnellen Schritten war er am Fenster, zog es auf, schwang sich auf die Fensterbank und stieg nach draußen.

Einen Schritt nach links – und er stand vor der Hauswand mit Blick nach unten. Schwindelnde Tiefe… Passanten… Autos, die vorbeifuhren… Kein Mensch blickte nach oben…

Hellmark preßte sich hart an die Wand in seinem Rücken. Etwa zehn Meter von ihm entfernt befand sich das Hausende. Von dort aus hätte er unter Umständen sogar vier Stockwerke tiefer klettern können. Die Zweige und Äste des einen Kastanienbaums ragten so weit zum Haus herüber, daß man kein Tarzan zu sein brauchte, um sich hinüber zu schwingen.

Aber um dorthin zu kommen, mußte er an drei hohen Fenstern vorbei, die alle zu Tony Stukmans Wohnung gehörten. Dem wäre sicher nicht entgangen, wenn draußen in der vierten Etage jemand an drei Fenstern vorüberkam. Und damit wurde das Mögliche schon wieder unmöglich.

Noch war das Fenster geöffnet. Lorette Massieu streckte den Kopf ins Freie und blickte nach unten auf die Straße.

»Hallo, Darling!« erklang es da hinter ihr aus der Wohnung.

Lorette warf den Kopf herum.

»Tony!« rief sie erfreut, und Björn stellte fest, daß sie doch eine sehr gute Schauspielerin war. Sie drückte das Fenster zu und sicherte es von innen, ohne ihm noch einen Blick zu gönnen. »Ich habe dich gar nicht kommen hören!« vernahm er gleich darauf ihre gedämpfte Stimme.

Er riskierte es, den Kopf ein wenig nach vorn zu schieben und über seine Schultern hinweg einen Blick durch das zugezogene Fenster zu werfen.

Lorette Massieu lief dem Rennfahrer entgegen und warf sich in seine Arme. Sie küßte ihn, und in diesen Sekunden boten sie das Bild eines Paares, das froh war über jeden Augenblick, den sie gemeinsam verbringen konnten.

Hellmarks Hirn arbeitete fieberhaft.

*

Er faßte sein Gegenüber ins Auge und sagte mir harter Stimme: »Sie sind nicht Frank Griever!«

Der untersetzte Mann blickte ihn erstaunt an. »Wie kommen Sie denn darauf, Herr Unstett?«

»Ganz einfach. Eben hat seine Frau bei mir angerufen und mir mitgeteilt, daß Frank Griever wegen plötzlicher Erkrankung gar nicht zu mir kommen kann. Was bewog Sie, sich als Frank Griever bei mir

anzumelden und mein Vertrauen zu erschleichen? Ich glaube, Sie sind mir eine Erklärung schuldig.«

»Bin ich das wirklich?« Die Worte klangen spöttisch, und Unstett war so geladen, daß er sofort wieder aufgebraust wäre, hätte der falsche Griever nicht beschwichtigend beide Hände gehoben. »Vielleicht bin ich es. Aber Sie sind es mir nicht weniger.«

»Ich?« Unstett schüttelte sich leicht und glaubte nicht richtig gehört zu haben.

»Die Dinge liegen doch so: Sie suchen nach Beweisen für ein Fortleben nach dem Tod, für Verbindungen in jenseitige Welten und für das Wirken von gespenstischen Mächten, die seit Urbeginn der Welt existieren. Für beides habe ich Beweise geliefert. Es war meine Chance, mich bei Ihnen einzuführen.«

»Aber warum dann unter falschem Namen?«

»Es bot sich so an, und es war am einfachsten so für mich.«

»Und wer sind Sie wirklich?«

»Es würde zu lange dauern, es Ihnen zu erklären. Ein Gespräch – hier mitten auf der Straße! – das wäre doch barbarisch, finden Sie nicht auch? Außerdem könnte es sein, daß wir ins Streiten geraten. Was würden die Leute von uns denken? Ich wäre auf alle Fälle nochmal auf Sie zugekommen, das dürfen Sie mir glauben. So einfach auftauchen und wieder verschwinden – das wäre doch ohne Sinn, nicht wahr?«

»Das allerdings.«

»Ich kenne Ihre geheimen Wünsche, Herr Unstett. Ich beobachte und begleite Sie schon lange. Es gibt kaum einen Vortrag, den ich mir nicht angehört hätte.«

»Aber…«

»Lassen Sie mich ruhig ausreden! Sie meinen, ich hätte es einfacher haben können, auf Sie zuzukommen, ohne dieses Betrugsspiel? Schon möglich. Aber es gehörte mit zu dem Spiel. Auch Griever sollte endlich merken, daß wir nicht länger mit uns spaßen lassen.«

»Wir? Wer ist ›wir‹?«

»Das alles werden Sie noch erfahren. Sie sind sehr interessiert an gewissen Dingen. Zu interessiert! Das weckte unsere Aufmerksamkeit. Wir wollen Ihnen einen Gefallen tun, Unstett: haben Sie nicht vorhin erst wieder zu erkennen gegeben, daß Sie gerne mal sehen möchten, wie es ›drüben‹ eigentlich aussieht? Wie es zugeht – im Reich der Toten?«

»Ja, schon, aber…«

»Für uns gibt es kein Aber. Sie können es kennenlernen, wenn Sie wollen… Es gibt einen Weg nach drüben, den man beschreiten kann, ohne daß man seine sterbliche Hülle erst abstreifen muß.«

Unstett schluckte. Er war in diesem Moment nicht fähig, eine

Bemerkung zu machen.

Der falsche Griever fuhr fort: »Sie kennen sich hier in Wien gut aus. Sie wissen, wo in Alsergrund die Sechsschimmelgasse ist?«

»Ich kenne sie nicht, aber es ist schließlich keine Schwierigkeit, das herauszufinden.«

»Dann finden Sie’s mal heraus! Suchen Sie die Nummer einundneunzig! Ein altes Haus. Darin befindet sich ein Antiquitätenladen. Gehen Sie dorthin und fragen Sie nach Otto! Morgen mittag um diese Zeit ist es am günstigsten. Otto wird Sie dann dorthin begleiten, was Sie schon immer kennenlernen wollten: in das Jenseits. Ohne Gefahr für Sie, das möchte ich nochmals betonen.«

Unstett kam gar nicht mehr dazu, etwas auf die Ausführungen des Untersetzten zu erwidern. Der Mann hockte sich in den Fond des Wagens, zog die Tür zu, und schon startete der Chauffeur.

»Aber so warten Sie doch!« rief Unstett und lief dem davonbrausenden Wagen nach. »So einfach geht das nicht! Ich weiß doch überhaupt nicht…«

Er gab es auf, ließ resigniert die Schultern hängen und starrte dem davoneilenden Fahrzeug nach.

Ernst und nachdenklich kehrte er in sein Hotel zurück, stocherte unzufrieden in seinem Essen herum und brachte nur wenig von dem ausgezeichneten Mahl über seine Lippen.

Er war innerlich derart aufgewühlt, daß er sich nicht aufs Essen konzentrieren konnte, daß es ihm schwerfiel, überhaupt ruhig auf seinem Platz zu sitzen.

Er ließ vor seinem geistigen Auge die Ereignisse dieses Tages Revue passieren. Zuviel war auf ihn eingestürmt, und er konnte kaum die Dinge in das richtige Verhältnis zueinander zu bringen.

Griever stachelte ihn an, und er erhob sich abrupt und verließ den Platz im Speisesaal, daß ihm erstaunt einige Hotelgäste nachblickten, wie er die Treppe emporeilte, weil er sich nicht die Zeit nahm, auf den Lift zu warten.

Er holte seine Wagenschlüssel, zog sein Jackett über und verließ das Zimmer wieder. Unten an der Rezeption hängte er die Zimmerschlüssel an das Tableau, gab dem Portier Bescheid, daß er heute vielleicht nicht mehr zurückkäme und bat Nachrichten und Telefonanrufe für ihn entgegenzunehmen. Die mysteriöse Andeutung des falschen Griever ließ ihm keine Ruhe. Warum bis morgen mittag warten, wenn er sich schon jetzt die Zeit nehmen konnte, mal nachzusehen, was für ein seltsamer Antiquitätenladen das war, in dem ein gewisser Otto genau wußte, wie man die Grenze vom Diesseits zum Jenseits überschritt?

Er nahm die Stadtkarte aus dem Handschuhfach, suchte die Sechsschimmelgasse und startete wenige Minuten später.

Er fädelte sich in den fließenden Verkehr ein.

Ernst und verschlossen saß Carel Unstett hinter dem Steuer. Er näherte sich der Kreuzung, die er passieren mußte, um in den Stadtteil zu gelangen, in dem die Sechsschimmelgasse lag.

Auf einem Parkstreifen rechts stand ein wartendes Taxi.

Gelangweilt blätterte der Chauffeur in einer zerknitterten Zeitung.

Hinten im Fond lehnte ein Mann sich zurück, als der beige Opel Rekord mit dem Salzburger Kennzeichen an ihnen vorüberfuhr. Der Mann war klein und untersetzt und trug einen blaugrauen Anzug.

»Es hätte mich auch gewundert, wenn er's bis morgen ausgehalten hätte«, murmelte er im Selbstgespräch vor sich hin. »Nun, dann also los, mein Freund«, sagte er zu dem Fahrer, der den Motor sofort zündete. »Wir wollen dafür sorgen, daß Carel Unstett etwas erlebt, was er sein ganzes Leben nicht mehr vergißt.«

*

Das luftige Versteck, das er sich notgedrungen auserkoren hatte, behagte ihm immer weniger. Je mehr Zeit verging, desto größer wurde die Wahrscheinlichkeit, daß doch einer der Passanten auf ihn aufmerksam wurde, daß sich drunten auf der Straße Schaulustige ansammelten und Stukman schließlich nachschaute was es da Interessantes zu sehen gab.

Mehr als einmal riskierte Hellmark einen Blick durch das verhangene Fenster. Er sah Stukman mit Lorette Massieu am Tisch bei einem Drink sitzen und sich angeregt unterhalten.

Was sie sprachen, konnte er nicht verstehen. Der Straßenlärm, der zu ihm empordrang, war zu laut.

Dann erhob Stukman sich, ging im Zimmer auf und ab schaltete das Radiogerät ein und suchte verschiedene Sender. Aber auch das behagte ihm nicht. Der Rennfahrer kam durch das Zimmer direkt auf das Fenster zu.

Unwillkürlich hielt Hellmark den Atem an.

Stukmans Schatten fiel gegen das Fenster. Der Engländer öffnete es.

Björns Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Wenn Stukman sich jetzt nach draußen beugte, dann mußte er Hellmark sehen. Nur eine Armlänge vom Fenster entfernt stand der blonde Mann und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

»Ist das nicht ein herrlicher Tag heute, Lorette?« vernahm er die markige Stimme des Engländers. »Strahlend blauer Himmel… wenn so der ganze Sommer aussieht, dann verliert man direkt die Lust an der Arbeit.«

Stukman legte beide Hände auf die innere Fensterbank, atmete tief

durch und beugte sich ein wenig nach vorn. Sein Gesicht befand sich auf der Höhe der inneren Mauerkante.

»Wir könnten eigentlich ’rausfahren, findest du nicht auch?« vernahm Hellmark da die Stimme der Halbfranzösin. Lorette stand neben Tony Stukman, legte ihre Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn.

»Du weißt, daß das heute nicht geht«, stieß der Engländer hervor. Er kam einen Schritt näher.

Hellmark spannte seine Muskeln an. Die Hände Stukmans schoben sich lautlos vor wie Schlangen, ragten über die Fensterbank hinaus und berührten den Sims, auf dem er stand.

Die Sekunden, die vergingen, schienen dem Deutschen eine Ewigkeit zu dauern.

Ursprünglich hatte er die Begegnung mit dem Rennfahrer gesucht, doch sein Gespräch mit Lorette Massieu hatte seinen Plan über den Haufen geworfen.

Er fürchtete weniger die Tatsache daß er nach einer Entdeckung Stukmans Angriff abwehren müßte. Viel mehr Sorgen machte er sich um die junge Frau, die peinliche Fragen über sich danach ergehen lassen mußte und den Schikanen Stukmans wehrlos ausgeliefert war. Wenn nur ein Bruchteil dessen stimmte, was Lorette Massieu über den Engländer erzählt hatte dann fürchtete sie ihn in Wirklichkeit wie die Pest.

Er biß die Zähne aufeinander und bereitete sich auf eine Attacke vor.

Doch die erfolgte glücklicherweise nicht.

Der Zufall kam ihm zu Hilfe.

»Ah, da fällt mir ein, daß ich etwas im Wagen unten vergessen habe. Wenn Parkerson kommt, benötige ich die Unterlagen. Es geht weiter aufwärts, Honey. Die Beteiligung an einer Textilfabrik wird sich auszahlen. Die werden dort T-Shirts mit meinem Konterfei herstellen, und an jedem Stück bin ich extra dran beteiligt. Aber das ist noch, nicht alles. Da ist noch mehr im Busch. Ich werde es dir nachher erzählen. Ich habe mein Glück gemacht, als ich mich dazu entschloß, Parkerson zu meinem Manager zu machen. Ich bin gleich zurück.«

Die Hände entfernten sich vom Sims.

Björn atmete auf und konnte sich lebhaft vorstellen, daß es da noch jemand gab, der jetzt aufatmete.

Die Tür klappte ins Schloß. Gleich darauf vernahm er eilige Schritte, die sich dem Fenster näherten.

»Schnell! Kommen Sie!« Es war Lorettes Stimme.

Björn verließ seinen luftigen Standplatz und sprang ins Zimmer.

»Er ist nochmal ’runtergegangen«, stieß sie aufgeregt hervor.

»Ich weiß. Ich habe alles mitbekommen.«

Sie schloß die Augen, und ehe er sich's versah, schlang sie die Arme um ihn und preßte ihr Gesicht an seine Brust. »Ich hatte furchtbare Angst, als er das Fenster öffnete… ich dachte schon, alles wäre aus… Sie müssen gehen, ganz schnell! Die Gelegenheit ist günstig!« Sie riß sich plötzlich wieder los und warf einen Blick aus dem Fenster. Björn, der nur einen Schritt hinter ihr stand, konnte über ihre Schultern blicken und einen Teil der Straße übersehen.

Stukman kam aus dem Haus und befand sich zwischen den Stämmen der beiden Kastanien. Ein Mann trat auf ihn zu, als er sich seinem Wagen näherte und gerade damit beschäftigt war, die Tür aufzuschließen. Der Fremde sprach ihn an.

»Nutzen Sie die Gelegenheit, schnell!«

Björn lief zur Tür. Lorette eilte ihm voraus.

Die Halbfranzösin öffnete ihm. »Ich weiß, daß Sie der Mann sind, auf den ich gewartet habe, und ich weiß auch, daß das nicht unsere einzige Begegnung ist. Wir werden uns wiedersehen. Auf dem Ball. Hier, nehmen Sie!«

Sie drückte ihm einen Umschlag in die Hand.

»Was ist das?« fragte Björn.

»Eine Einladung! Nur Gäste mit einer speziellen Karte können den gemieteten Saal im ›Kronenberg‹ betreten. Ich hoffe, Sie kommen. Tun Sie etwas für mich, und ich verspreche auch, mich für Sie zu verwenden! Carminia – so war doch der Name der Frau, die Sie suchen, nicht wahr?«

»Ja…«

»Ich werde versuchen, etwas über ihr Schicksal herauszufinden. Falls ich Sie erreichen müßte – wie kann ich mich an Sie wenden?«

Björn zerrte eine Visitenkarte aus seinem Jackett und drückte sie ihr in die Hand. »Lassen Sie sie nicht herumliegen, damit er nicht aufmerksam wird! Wenn etwas Wichtiges sein sollte, rufen Sie mich an!«

Er huschte nach draußen und lief die Treppe nach unten. Er versteckte sich hinter dem Aufgang unten im Parterre und wartete ab, bis Tony Stukman das Haus wieder betrat und im offenen Lift verschwand.

Dann verließ Björn Hellmark das Haus.

*

Der Engländer legte die dunkelblaue Plastikfolie, in der mehrere Din-A-4-Blätter zusammengeheftet waren, auf den Schreibtisch und ging ins Wohnzimmer.

Lorette Massieu trat ihm entgegen. Seine Miene war hart.

Unpersönliche Kälte strahlte von ihm aus.

»Tony«, sagte die schöne Frau leise, »du wolltest mir doch zeigen, daß…«

Weiter kam sie nicht. Mit harter Hand riß er sie an sich. »Falsche Schlange!« zischte er. »So hintergehst du mich also!«

»Tony? Was ist denn los?«

»Du besitzt noch die Frechheit zu fragen, was los ist?« Er wirbelte sie herum und verdrehte ihr den Arm, daß sie gellend aufschrie. Er lief mit ihr zum Fenster und schloß es. »Gemeines, hinterhältiges Biest! Hinter meinem Rücken Dinge tun, von denen ich nichts wissen soll. Na, warte, das sollst du mir büßen!«

»Tony!«

Sie schrie gellend auf, und ihr Schrei hallte durch die große Wohnung.

Stukmans Gesicht war zur abstoßenden Fratze verzerrt. Der Engländer schlug Lorette Massieu links und rechts auf die Wangen. Wie an einem dünnen Faden hängend, flog der Kopf der Halbfranzösin hin und her.

»Tony! Warum tust du das?« gurgelte sie voller Entsetzen.

»Ich hatte dich gewarnt. Ich hatte dir gesagt, daß du nie auf dumme Gedanken kommen sollst. Es war jemand hier in der Wohnung – gib’s zu, du hast jemand eingelassen!«

Er schüttelte sie.

»Ja… ja… es stimmt…«

»Warum hast du das getan? Trotz meines ausdrücklichen Verbotes?«

»Ich… weiß… nicht…«

»So, du weißt nicht aber du weißt, was auf dem Spiel steht, nicht wahr?! Närrin, Mistding! Glaubst du wirklich, du könntest das zunichte machen, was ich mir aufgebaut habe?«

»Aber Tony! Das tue ich doch gar nicht.«

»Das tust du nicht so? In dem Moment, wo du dich meinen Anweisungen widersetzt, tust du bereits alles gegen meinen Willen!« Er schlug mehrfach auf sie ein. Lorette kam gar nicht dazu, irgendwelche Abwehrhandlungen vorzunehmen oder sich wenigstens zu schützen. Brutal schlug er sie nieder, bis sie zu Boden fiel und wimmernd liegen blieb.

Ihre Schultern zuckten. Er trat die Frau in die Seite.

»Steh’ auf, los, steh’ auf!« sagte er barsch.

Lorette richtete ihren Oberkörper auf und schwankte. Ihre Augen waren mit Tränen gefüllt, und auf ihren Backenknochen zeigten sich blaue und grüne Flecke.

»Ich kann nicht«, sagte sie mit schwacher Stimme.

»Du kannst mich hintergehen, also kannst du auch aufstehen. Tu’s selbst, oder ich helfe nach! Dann allerdings wird es wesentlich

unangenehmer für dich.«

Sie biß die Zähne zusammen und rappelte sich auf. Vor ihren Augen begann alles zu kreisen.

»Warum, Tony? Warum… tust du das immer wieder?«

»Wir waren uns von vornherein einig, daß du den Weg gehst, den ich dir vorzeichne. Alles andere hat dich nicht zu interessieren.«

»Aber damals wußte ich noch nicht…«

»Ich hatte dich gefragt: bist du zu allem bereit? Deine Antwort lautete: ja! Das ist wie ein Vertrag!«

»Ja, ja… ich weiß.« Sie stand da mit hängenden Armen, die Schultern nach vorn gebeugt, als trüge sie eine Zentnerlast auf ihren Achseln.

»Reiß' dich zusammen!« fuhr er sie an.

»Ich werde es nie wieder tun, ich verspreche es dir…«

»Lüge! Was du sagst, ist eine einzige Lüge, und du bringst mich damit in Teufels Küche. Wir gehören zusammen. Wir sind aneinander gekettet wie siamesische Zwillinge. Ich habe versucht, dir das plausibel zu machen. Ich bin auf dem Weg, das Höchste zu erreichen, was man auf dieser Welt nur erreichen kann, und ich lasse mir von dir keine Steine in den Weg legen.«

»Ich tue es nicht wieder… bestimmt nicht…« sagte sie monoton.

»Das hast du mir schon mal versprochen, als die Sache mit der Wahrsagerin passierte. Du wolltest unbedingt wissen, was dich am Ende des Weges erwartet und ob es nicht doch eine Möglichkeit gäbe, vom fahrenden Zug abzuspringen. Es gibt diese Möglichkeit nicht! Kapierst du das endlich? Der Zug fährt immer schneller, und du sitzt mitten drin und rast mit, und wenn du springst, dann brichst du dir das Genick.«

Sie nickte. Von alledem begriff sie nur die Hälfte. Stukman stand mit dem Teufel im Bund. Er schien tausend Augen zu haben, um zu sehen, tausend Ohren, um zu hören. Stets war er über alles unterrichtet. Nun war er auch hinter den Besuch Hellmarks gekommen. Wie und wo hatte er davon gehört?

Es wurde ihr nicht bewußt, daß sie diese Frage stellte.

»Ich habe meine Spione. Lorette! Ich weiß immer und jederzeit alles, was hier vorgeht. Nach dem Besuch bei der Wahrsagerin hättest du schon wissen müssen, daß es zwecklos ist, das Netz zu zerreißen, in das du mit eingesponnen bist. Glück, Reichtum, Macht, Karriere und Ansehen fällt einem in den Schoß – man muß nur wissen, auf welche Weise und mit welchen Partnern man an diese Dinge herangehen muß. Die Rolle, die du spielst, ist wichtig. Wichtig für dich, wichtig für mich. Aber sie ist nicht so wichtig, daß ich dich nicht aus eigener Kraft fallenlassen könnte!«

»Und warum tust du's nicht, wenn du das wirklich kannst?«

»Weil es zu einfach wäre. Das gefällt meinen Freunden nicht. Sie wollen dich leiden sehen. Daran erfreuen sie sich.«

»Das ist teuflisch!«

»Ja, das ist es. Das soll es auch sein. Und damit du dir endlich merkst, daß ich keine leeren Drohungen ausspreche, sollst du gleich zu spüren bekommen, wie das ist, wenn man grundsätzlich Widerstand leistet. Das führt nie zu etwas, meine Liebe!«

Er griff nach dem Glas auf dem Tisch. Es war noch halbvoll, und er schüttete den Inhalt Lorette Massieu kurzerhand ins Gesicht, während er mit der anderen Hand den Barschrank öffnete und von ganz hinten eine dunkle Flasche hervornahm, die zu einem Drittel gefüllt war.

»Oh nein, Tony! Nein… nicht schon wieder!« entrann es den Lippen der Frau. Sie schluckte heftig, ihre Augen bewegten sich unstet, und kalter Schweiß perlte auf ihrer weißen Stirn. »Tu's nicht schon wieder… ich werde es nicht überleben… die Angst… sie macht mich wahnsinnig!«

Ihre Stimme war schwach und zitterte. Lorette Massieu starrte auf das Glas, das Stukman in seiner Hand hielt, und in das er einen kräftigen Schuß einer dunkelgrünen, schweren Flüssigkeit schüttete. Das Ganze roch scharf wie Kräuterlikör.

Er ging auf sie zu. »Trink!« forderte er Lorette auf.

Die Halbfranzösin warf den Kopf heftig hin und her und wich langsam durch den großen Wohnraum an die Wand zurück.

»Tony…«, murmelte die bleiche Frau »Tony… ich verspreche dir…«

»Trink!«

Ihre Lippen zuckten. Sie starrte in die kalt glitzernden Augen ihres Gegegenübers und wußte daß sie kein Erbarmen erwarten konnte. Stukman war besessen, er kannte keine Gnade.

»Ich will nicht!« brüllte sie. Sie wußte nicht, woher sie die Kraft nahm, ihren Körper noch herumzureißen und in die entgegengesetzte Richtung davonzulaufen. Plötzlich war ihr alles egal. Sie mußte raus aus dieser Wohnung, die wie eine schreckliche Falle war. Lorette hatte das Gefühl, die Wände auf sich zurücken zu sehen.

Ihre Beine waren schwer wie Blei, ihr Herz klopfte bis zum Hals.

Lorette Massieu warf sich förmlich der Tür entgegen und griff nach der Klinke.

Verschlossen!

Den Schlüssel umdrehen, hämmerten ihre Gedanken. Hellmark! Alle ihre Anstrengungen, ihre Hoffnungen würden vergebens sein. Der Fremde, in dem sie ihren angekündigten Retter erkannt hatte, würde ihr nun auch nicht mehr helfen können.

Stukman hatte die ganze Zeit über gewußt, was los war. Und nun rächte er sich und ließ seine satanische Macht spüren.

Hände packten sie. »Hiergeblieben, kleine Wanze!« Der Engländer lachte rauh. Er hielt Lorette mit harter Hand fest, und sie konnte sich nicht losreißen. Mit einer Hand hielt er ihre Armgelenke auf den Rücken und drückte ihren Oberkörper mit roher Gewalt herum.

Diesen Mann hatte sie geliebt, mit diesem Mann hatte sie jede Sekunde ihres Lebens Zusammensein wollen – und das hatte sie ihm auch gesagt!

›Ich will dich ganz besitzen!‹ Stukmans Worte klangen noch jetzt in ihren Ohren. Seine heißen Liebesschwüre…

Er besaß sie ganz, mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele. Sein Wunsch war in Erfüllung gegangen.

Lorette wehrte sich, schob den Kopf herum, mied die Nähe des Glases, das ihr gegen den Mund gepreßt wurde, und spie hinein.

»Na warte, kleines Biest! Das werden wir gleich haben.« Stukman war stärker. Er warf die Frau zu Boden. Ehe sie sich versah, hockte er auf ihr, drückte mit seinen Knien ihre Arme herab und hielt mit der einen Hand ihren Kopf fest, während die andere Hand das Glas umspannte, das er nun an ihre Lippen setzte. Er kippte es einfach an, und Lorette blieb nichts anderes übrig, als zu schlucken. Stukman lachte häßlich. Ein einziger Schluck genügte, um das in Gang zu setzen, wovor sie einen solchen Horror hatte. Immer nach diesem Getränk trat etwas ein, von dem sie nachher nicht mehr sagen konnte, wie sie eigentlich an einen bestimmten Ort gekommen war. Dinge wie im Traum ereigneten sich dann, und sie fühlte sich matt und erschlagen und sterbenskrank, wenn sie erwachte. Und sie wurde stets mit dem Gefühl wach, daß es doch kein Traum, sondern eine schreckliche, unbegreifliche andere Wirklichkeit war, aus der sie kam.

Heiß wie Feuer brannte das Getränk in ihrer Kehle. Und es war, als würde diese Glut wie ein verzehrendes Fieber ihren ganzen Körper erfassen.

Der Wille, Stukman zu entkommen, sich von ihm loszureißen, wurde erstickt. Eine schwebende, angenehme Leichtigkeit erfüllte sie.

»Komm, erheb’ dich!« Wie angenehm und beruhigend seine Stimme klang.

Er faßte Lorette bei beiden Händen und zog sie empor. Sie glaubte auf Wolken zu schweben. Vergessen war alles, was sie eben noch bedrückte.

Stukman ging mit ihr ins Schlafzimmer. Aber das registrierte sie nicht. Sie erkannte ihre Umgebung nicht mehr. Der seltsame Traum, ausgelöst durch die Droge, begann bereits.

Sie glaubte auf einem schmalen Pfad zu gehen, der von hohen, dicht belaubten Gewächsen flankiert wurde.

An Ende des Weges schimmerte ein heller Fleck, der sich vergrößerte, je näher sie ihm kam. Die Gewächse bildeten einen

Laubhimmel über ihr, der ganz vorn aufhörte. Wie ein Tor wirkte das Wegende.

In Wirklichkeit war es ein ganz bestimmter Spiegel im Schlafzimmer Stukmans. Aber das wußte sie nicht. Der Rennfahrer betätigte den verborgenen Mechanismus, und der matt schimmernde Zauberspiegel wurde frei. Lorette Massieu ging genau auf ihn zu, mit stierem Blick und den Bewegungen eines Roboters. Sie stieg durch den Spiegel – und kam auf der anderen Seite wieder heraus.

Auch davon wußte sie nichts.

Sie befand sich in ihrem Traumland, in das Stukman sie immer zur Strafe schickte, und jedesmal waren die Alptraumartigen Ereignisse schlimmer als zuvor.

In dem Augenblick, als sie ›drüben‹ war, ohne zu wissen, wo sie sich befand, kehrte ihr Bewußtsein zurück. Die Droge, die das Vergessen und falsche Bilder gebracht hatte, verlor augenblicklich ihre Wirkung.

Lorette war wach, und ihr Alptraum begann.

*

Fiebriger Glanz schimmerte in ihren Augen. Lorette Massieu erhob sich und blickte sich in der fremden, unwirklichen und trostlosen Umgebung um.

Schreckliche Bäume, die wie bizarre Zwitterwesen aus Tier und Pflanze anzuschauen waren, umringten sie, und sie hätte sich nicht gewundert, wenn einer dieser Kolosse sich plötzlich auf sie zubewegt hätte.

Der Eindruck, daß das jeden Augenblick der Fall sein könnte, war zu lebhaft.

Ein leises Rauschen lag in der bleiernen, nebelschwangeren Luft. Es hörte sich an – wie Atmen. Als ob ein unsichtbares, titanenhaftes Ungetüm einatme… ausatme.

Sie wich zurück und drehte sich langsam im Kreis. Wie kam sie hierher?

Es gab keine Erklärung für ihre Anwesenheit.

Durch ein geheimnisvolles Tor schien sie von Zeit zu Zeit in eine andere Welt zu gelangen, ein Tor, das nur Stukman kannte.

Gänsehaut zog über ihren Körper, und in ihrem Nacken kribbelte es.

Jedesmal war die Landschaft anders, in der sie wach wurde, aber schrecklich und menschenfeindlich waren sie alle.

Sie hörte ein fernes Gluckern. Es hörte sich an, als würden riesige Schlammblasen irgendwo aus dem Boden steigen und zerplatzen. Das Echo kam von weither.

Wie in Trance setzte die Halbfranzösin sich in Bewegung. Der dunkle, schimmernde Hausanzug, den sie noch immer trug, war an verschiedenen Stellen aufgerissen.

Lorette dachte an die Auseinandersetzung mit Tony Stukman. Dabei konnte der Stoff gerissen sein.

Aber da war noch mehr…

Sie entdeckte Schlammspritzer auf ihrer Hose und ihrer Haut.

Lorette Massieu fuhr sich durch die zerzausten Haare. Sie wirkte matt und kraftlos, und sie hatte das Gefühl, schon seit einer Ewigkeit unterwegs zu sein.

Wie Fetzen rasten Bilder vor ihrem geistigen Auge vorüber.

Ein langer Marsch durch eine bedrückende, menschenfeindliche Umwelt lag hinter ihr. Zeitgefühl war ihr verlorengegangen… Vergessen war gekommen… sie hatte eben in diesen Sekunden noch geglaubt, sich gerade erst vom Boden erhoben zu haben. Aber davor mußte sie schon Stunden um Stunden durch die Gegend geirrt sein, auf der Suche nach einem Ausweg aus dieser gespenstischen Welt, in der das Atmen zur Qual wurde.

Sie fühlte sich beobachtet, als würden tausend Augen sie umringen. Gierige Augen von furchteinflößenden Wesen, die nur auf einen bestimmten Moment warteten, sich auf sie zu stürzen und zu verschlingen.

Sie stutzte plötzlich und bückte sich.

Fußspuren!

Sie zeigten in die Richtung, in der auch Lorette sich bewegte. Fußabdrücke, die von nackten Füßen stammten. Von zierlichen Füßen…

Den Atem anhaltend, setzte sie ihren rechten Fuß in den Abdruck.

Es war ein Abdruck ihres eigenen Fußes! Also doch! Demnach war sie schon mal hier gewesen. Wie lange schon hielt sie sich hier auf?

Lorette hatte sich nie elender, nie verlassener gefühlt als in diesem Augenblick, und der Wunsch zu sterben erfüllte sie.

Es hatte doch alles keinen Sinn mehr!

Sie taumelte zwei, drei Schritte weiter vor, und aus diesen zwei, drei Schritten wurden schließlich zwanzig, dreißig, vierzig… sie lief durch den unheimlichen Wald, in der Hoffnung, irgendwann und irgendwo wieder aus ihm herauszukommen.

Die fleischigen Blätter über ihr bewegten sich wie selbständige Lebewesen. Ein ständiges Rauschen und Murmeln lag in der Luft, das manchmal zum Kichern wurde. Und es kam ihr so vor, als würden die glitschigen Baumriesen sich untereinander verständigen.

Nebel umwallten sie, geheimnisvolle Schatten zeigten sich zwischen den Stämmen, und hin und wieder leuchteten große, runde Flächen auf, die Ähnlichkeit mit Augen hatten.

Die Luft war angereichert mit etwas Geheimnisvollem, Unerklärlichem. Zauberkräfte wirkten hier, denen sie nichts entgegensetzen konnte.

Die Äste und Zweige bewegten sich knirschend und spreizten sich wie riesige, unförmige Hände über ihr. Wie Peitschenschläge hallte es durch die dräuende Luft. Die Nebelschwaden formten sich zu gespenstischen Wesen und umflossen sie.

Lorette Massieu konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, aber sie begann zu laufen, so schnell sie konnte. Sie tauchte unter gierig nach ihr greifenden Klauen hinweg, stürzte und rappelte sich wieder auf. Der Boden unter ihren Füßen veränderte seine Struktur. Er wurde weicher und gab nach. Die Bäume zu beiden Seiten standen in einer schmutzigen, gurgelnden Brühe. Die schwarzen Stämme standen nicht mehr so dicht. Man konnte durch die Zwischenräume blicken, und dahinter erkannte Lorette eine endlose, gewellte Ebene, auf der geisterhafte Lichter tanzten.

Das Moor!

Die Frau dachte diesen Gedanken, und etwas Merkwürdiges geschah. Die Bäume wichen plötzlich zurück – wurden wie Nebel und zerflossen. Groß und weit und unheimlich dehnte sich das gluckernde, gurgelnde Moor aus. Riesige Blasen stiegen aus der Tiefe empor, und heiße, schwefelgelbe Dämpfe schwebten über dem schlammigen Meer.

Lorette Massieu ballte die Hände zu Fäusten.

Ein unbestimmbares Grauen lag in der Luft.

Dieses Meer aus Schlamm, dieses Moor, das wie durch Zauberei den ganzen Horizont einnahm und Lorette, von allen Seiten einschloß – wo kam es mit einem Mal her? Wieso tauchte es so plötzlich auf.

Was für eine Bedeutung hatte es?

Sie mußte daran denken, daß in diesem furchtbaren Moor vielleicht geheimnisvolle Wesen existierten, die auf sie lauerten.

Schnell wie ein Gedanke war sie hierher gekommen, und es war, als hätte es auch nur dieses Gedankens bedurft, jene Wesen zu rufen, die in dem riesigen Sumpf schlummerten.

Das Gesicht stieg steil und groß vor ihr empor.

Ein riesiger Kopf, eine grau-braune, unförmige Masse! Ein Maul, groß wie ein Scheunentor öffnete sich und zeigte das entsetzliche Gebiß eines Hais. Aber dieser Hai war kein Hai – sondern ein Mensch! Strähnig und strohartig hing das zerfranste Haar auf die breiigen, von Schlamm bedeckten Schultern und langen Arme, die an ausgetrocknete Baumstämme erinnerten. Von ihnen schälte sich morsch und spröde die Rinde ab, sie streckten sich Lorette entgegen, berührten sie, und krallenbewehrte Finger hakten sich in das feine Gewebe ihres Anzuges und zogen sie blitzschnell nach vorn.

*

»Aaaaaghh!«

Lorette Massieus Entsetzensschrei gellte durch die aufgewühlte Luft.

Die Halbfranzösin kippte vornüber. Alles in ihr sträubte sich.

Sie kam gar nicht mehr zum Denken, so schnell ging alles.

Sie fühlte einen Ruck durch ihren Körper gehen. Sie wurde von hinten gepackt und zurückgerissen. Lorette taumelte. Hände hielten sie auf. Kleine, zarte Hände. Die Hände einer Frau.

»Wer… wer sind Sie?« stotterte Lorette Massieu.

»Mein Name ist Carminia Brado, und ich verstehe nicht, weshalb Sie sich in diesen Sumpf stürzen wollten.«

*

Lorette glaubte nicht richtig zu hören.

»Stürzen wollten?« wiederholte sie leise wie ein Echo die Worte der hübschen Brasilianerin, die müde und abgespannt aussah und doch noch immer reizvoll wirkte. »Ich wollte mich nicht hineinstürzen… ich wurde hineingezogen…«

»Von wem?«

Carminias Augen verengten sich.

»Dieses Unwesen, dieses schreckliche Ungetüm, das aussah wie ein vertrockneter Mensch.«

Die Südamerikanerin kam zwei Schritte näher an den Sumpfrand heran. »Ich laufe schon seit Stunden an diesem Moor vorbei, und ich habe bis zu diesem Moment noch nichts Bemerkenswertes darin entdeckt.«

Sie ließ sich von Lorette Massieu das Geschöpf in allen Einzelheiten beschreiben. Und noch während die Halbfranzösin redete, tauchten in der schlammigen Brühe mehrere dieser ovalen Köpfe mit den leeren, toten Augen auf.

Entsetzt wichen die beiden Frauen zurück. Der weiche, schwammartige Boden unter ihren Füßen schmatzte, und sie hatten das Gefühl, als würde auch der Untergrund sich langsam zu Sumpf verwandeln.

»Wir müssen weg hier«, kam es von den Lippen der Brasilianerin.

»Wohin? Gibt es denn einen Ausweg?«

»Vielleicht gibt es einen. Es existiert eine Tür, die hierher führte – also muß es logischerweise auch eine geben, die hinausführt. Ich hoffe es jedenfalls«, fügte sie leise hinzu, »so ganz sicher bin ich mir da nicht. Logik scheint es hier in dieser Welt nicht zu geben.«

Sie starrten auf die blubbernde, dampfende Oberfläche. Die

dunklen Gesichter mit den breiten Nasen und den großen, gierigen Mäulern tauchten unter und verschwanden wieder, als hätte es sie nie gegeben.

»Gespenstisch«, stieß Lorette hervor.

Dieser Geistersumpf strahlte eine Gefahr aus, wie sie sie nie intensiver gefühlt hatte.

Lorette wollte wissen, wie lange Carminia schon hier weilte. Sie konnte keine genaue Auskunft darauf geben. Es kam ihr so vor, als wäre ein Tag vergangen. Sie fühlte sich müde und zerschlagen, aber bis zu diesem Augenblick hatte sie noch nicht den Mut gefunden, sich hier irgendwo niederzulassen und zu schlafen.

Die beiden Frauen erzählten sich ihr gegenseitiges Mißgeschick.

Keine von ihnen wußte, wo sie sich befanden. Lorette machte den Vorschlag, den Weg zurückzugehen zu dem Wald, den sie zu allererst wahrgenommen hatte, als sie erwachte. Das taten sie, aber seltsamerweise fanden sie die Bäume nicht mehr. So weit das Auge reichte, dehnte sich der Geistersumpf vor ihnen aus. Der Wald hatte sich aufgelöst wie eine Erscheinung und schien nie existiert zu haben.

Schließlich stellten sie erschöpft fest, daß sie sich im Kreis bewegt hatten, daß sie die gleiche Stelle wieder erreichten, an der sie vor kurzem zusammengetroffen waren.

Es schien nichts mehr anderes zu geben als diesen Sumpf, in dem ein unfaßbares Leben existierte. Immer wieder stiegen Köpfe auf, lauerten dunkle Augenhöhlen und verfolgten dunkel glimmende Augen ihren Weg.

Carminia Brado erfuhr durch Lorette Massieu von der Begegnung der Halbfranzösin mit Björn Hellmark. Björn hatte die Spur aufgenommen, und neue Hoffnung erfüllte sie.

»Wir haben eine Chance«, murmelte sie. »Wenn er weiß, wo wir uns befinden, wird er uns zu Hilfe eilen. Wir dürfen nicht aufgeben…«

»Und wir dürfen denen vor allen Dingen nicht in die Hände fallen!«

Carminia fiel auf, daß in dem Augenblick, da Lorette Massieu dies sagte, es sich im Geistersumpf wieder zu regen begann.

Mehr Köpfe und mehr Arme ragten aus dem Moor heraus.

Eine seltsame Assoziation drängte Carminia sich auf. Ihr fiel auf, daß immer dann, wenn Lorette Massieu von den unheimlichen Moorgeschöpfen sprach, sie sichtbar wurden und in größerer Anzahl auftauchten, als fühlten sie sich angesprochen.

Ein Verdacht stieg in ihr auf.

Aber sie war zu müde, ihn auszusprechen. Ihr fielen die Augen zu, und die beiden jungen Frauen schliefen auf der Stelle ein.

*

Wien.

Carel Unstett parkte seinen Wagen auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Von hier aus konnte er das angegebene Antiquitätengeschäft an der Ecke genau überblicken.

Eine alte Holztür mit dunkelbraunen, eingesetzten Scheiben war wurmstichig und wies zahlreiche Kerben, Spalten und Risse auf.

Links und rechts neben der Tür befanden sich je ein Schaufenster, das oberhalb eines frisch gereinigten Sandsteinsockels begann. In Hüfthöhe etwa waren die Fenster. In der Auslage sah man alte Bilder und Glasschränke, englische Stand- und Kaminuhren, alte Grammophone und Phonographen und stapelweise Bücher, Schallplatten und Trödlerkram. Die Schaufenster waren derart überfüllt, daß es unmöglich schien, einen Blick in das finstere Geschäftslokal zu werfen, in dem eine alte Lampe brannte.

Über dem Eingang hing ein riesiges, schmiedeeisernes Schild. Es war mit Gold und Silber bemalt und zeigte eine Kutsche, vor die sechs Pferde gespannt waren. Ursprünglich schien dieses Schild zu einem Hotel oder einem alten Lokal gehört zu haben. An Ketten darunter war mal der Name der Lokalität zu lesen, nun war eine Kette mit großen Gliedern daran befestigt, die ein Schild hielten, auf dem in verschnörkelten Buchstaben: »Ottos Raritätenkabinett« stand.

Hin und wieder registrierte der aufmerksame Beobachter einen Besucher. Wenn kein Kunde im Geschäft war, nahm er einen dunklen Schatten wahr, der sich hinter den braunen, dicken Glasscheiben zeigte.

Jemand hantierte dort herum, staubte ab und räumte auf. Unstett kam es so vor, als ob eine Frau in dem Antiquitätenladen war.

Der Okkultforscher rauchte seine Zigarette zu Ende und verließ dann sein Fahrzeug. Er überquerte die Straße und sah sich interessiert die Auslagen an.

Schließlich trat er ein. Er konnte es kaum erwarten, sich darin umzusehen. Es behagte ihm nicht, daß ein anderer bestimmte, wann er was tun dürfte. Er ergriff selbst gern die Initiative.

Dumpfe, muffige Luft schlug ihm entgegen, als er eintrat. Links und rechts stapelten sich Goldbronzeengel, Ölschinken, Bücher und Bilderrahmen. Ausgestopfte Fasanen und ein Reh gab es ebenso zu sehen wie ein altes elektrisches Klavier, dem einige Tasten fehlten, einen Musikautomaten aus dem frühen siebzehnten Jahrhundert und wieder Schränke, Uhren, Kästen mit Zinnsoldaten und Münzsammlungen.

Es war ein richtiger Trödlerladen. Der Weg zu der winzigen Theke war nicht direkt zu erreichen. Man mußte zwischen Schränken und Bildern quer durch das verwinkelte Geschäft gehen, ehe man zu einer

schmalen Treppe kam, die zu einem drei Stufen höher gelegenen Raum führte, in dem ebenfalls Trödlerkram und Antiquitäten angeboten wurden.

Rechts neben der mit einem alten Perser belegten Treppe stand ein schmaler Tisch mit einer uralten Kasse. Dahinter saß eine Frau, die zu dieser Umgebung paßte. Sie war uralt, hatte ein kleines, verschrumpeltes Gesicht und saß etwas vornübergebeugt über einer aufgeschlagenen Zeitung. Die Augen der alten Frau schienen noch sehr gut zu sein, denn sie las ohne Brille.

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?« wurde er gefragt. »Oder wollen Sie sich erst mal umsehen?«

»Ich möchte mich lieber erst mal umschauen.«

»Das habe ich mir gedacht. Die meisten, die hierherkommen, wollen das. Die Auswahl ist auch groß… wenn Sie irgendwelche Fragen haben, mein Herr, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung.«

»Danke.«

Es gab in der Tat hier eine Menge zu sehen. Und Unstett, der in erster Linie gekommen war, um sich einen Eindruck von dem Geschäft und seiner Lage und vom Inhaber zu machen, geriet sehr schnell in den Bann der Dinge, die es hier zu sehen gab.

Die alte Frau beobachtete ihn eine Weile, verließ dann leicht gebeugt gehend den Platz hinter der Kasse und verschwand zwischen dem Gerumpel, das sich bis zur Decke hoch auftürmte.

Unstett merkte es nicht. Er war in dem kleinen handtuchschmalen Raum verschwunden in dem links und rechts die Wände mit Regalen überladen waren. Alte Kleider und Uniformen waren dort abgelegt. Von der Decke herab hingen schwere, goldfarbene Lüster, und an langen Ketten alte Telephone. Jeder Zentimeter Lagerfläche war hier ausgenützt.

Am Ende dieses Raumes gab es eine Tür. Ein Emailleschild war daran befestigt: ›Privat‹ stand darauf.

Unstett konnte es nicht unterlassen, die Hand auf die Klinke zu legen und sie herabzudrücken. Die Tür ließ sich öffnen. Er spähte durch den Spalt in einen halbdunklen Raum, der ein Fenster zum Hof hatte, in dem ein Baum genau vor dem vergitterten Fenster stand und das Tageslicht schluckte.

Ein Tisch thronte vor dem Fenster, dahinter ein alter Küchenschrank. Auf dem Tisch stand eine Kaffeekanne, ein Brett mit belegten Broten, darüber eine Käseglocke.

Unstett zog die Tür wieder ins Schloß und ging in das Geschäftslokal zurück. Er wollte die alte Frau sprechen und nach Otto fragen. Wer war Otto – und womit beschäftigte er sich, wenn er keine Antiquitäten kaufte oder verkaufte?

Er fand die Alte nicht an ihrem Platz hinter der Kasse.

»Hallo?« rief er. Dumpf klang es durch den überladenen Raum.

Keine Antwort erfolgte.

Vielleicht war die Frau schwerhörig. Er ging den Weg bis zur Tür vor. Es kam ihm so vor, als hätte sich die Atmosphäre hier im Laden verändert, aber er hätte nicht zu sagen vermocht, inwiefern.

Als er an der Tür stand, wurde es ihm schlagartig bewußt.

Durch die Schaufenster drang kein Tageslicht mehr. Es herrschte nur noch das schwache, dämmrige Licht, das aus der Deckenleuchte drang.

Die Rollos waren heruntergelassen worden.

Immer um die Mittagszeit? Wegen der herrschenden Sonne draußen, die genau auf das Geschäft schien?

»Hallo?«

Wieder erfolgte keine Antwort.

Ob die Alte hinausgegangen war…?

Er fand zu seiner Verwunderung die Eingangstür versperrt.

Er riß an der Klinke. Doch die Tür gab keinen Zentimeter nach.

»Aber das gibt's doch nicht!« entfuhr es ihm.

»Doch, das gibt es«, sagte da eine Stimme hinter ihm, und Unstett wirbelte herum. »Sie wollten mich kennenlernen – jetzt lernen Sie mich kennen, und es ist besser, wenn das geschieht, ohne daß uns jemand dabei stört!«

Vor ihm stand Frank Griever.

*

Maliziös lächelnd näherte er sich dem Parapsychologen.

»So sieht man sich wieder«, sagte er leise, und um seine Lippen zuckte es.

»Bei Ihnen ist man vor Überraschungen wohl nie sicher. Sind Sie – Otto?«

»Wenn Sie es wollen, ja.«

»Ich habe Frank Griever nie gesehen und ich weiß nicht wie er aussieht. Sieht er so aus, wie Sie jetzt vor mir stehen?«

»Ja, natürlich. In diesen Dingen bin ich stets sehr genau.«

»Dann legen Sie die Maske ab. Zeigen Sie sich, wie Sie wirklich sind!«

»Nun, wenn Sie Wert darauf legen…« Noch während der falsche Griever sprach, veränderte sich sein Aussehen. Ein diffuser Nebel wallte um seinen Körper, als ob ein Magier geheimnisvolle Tricks vorbereitete.

Gesicht und Hände nahmen eine braunere Tönung an, die Farbe des Haares veränderte sich, und der Haarschopf selbst wurde auch dichter.

Der Mann, der sich als Frank Griever ausgegeben hatte, wurde zwei Köpfe größer und wirkte sofort schlanker. Er trug einen dunklen Anzug und ein blütenweißes Hemd. Sein Gesicht war oval, unter einer hohen Stirn blickten finstere, kalte Augen.

»Wer sind Sie?«

»Ein Schwarzer Priester.«

»Schwarzer Priester?« echote Unstett. Das alles kam ihm vor wie ein Traum. Was für eine Bedeutung hatte ein Schwarzer Priester? Er hatte nie davon gehört.

Aber sein Gegenüber war augenscheinlich nicht daran interessiert, ihm weitere Aufklärung zu geben.

»Kommen Sie mit!«

Unstett war mißtrauisch und auf der Hut.

»Wo ist die Frau?« fragte er.

»Frau? Welche Frau…«

»Als ich hier hereingekommen bin…«

»Ah, jetzt weiß ich, wen Sie meinen.« Sein Gegenüber lachte, doch seine Augen blieben ernst. »Ich habe mir erlaubt, Ihnen eine kleine Überraschung zu bereiten. Die alte Dame – war meine Wenigkeit.«

Unstett klappten die Mundwinkel herunter, als sein Gegenüber für drei Sekunden nochmal die Gestalt der alten Frau annahm. Fröhlich funkelten ihre Augen ihn an.

»Aber das… das…«, er war unfähig auszusprechen, was in ihm vorging.

»Sie meinen: das müßte doch auffallen? Es kommen regelmäßig Kunden hierher. Richtig! Die kennen auch noch die alte Frau, die den Laden hier weiterführt, nachdem ihr Mann nicht mehr unter den Lebenden weilt. Daß die alte Katja Otto in Wirklichkeit nicht mehr lebt, weiß niemand bis jetzt außer Ihnen. Sie sehen mich erstaunt an? Ich hatte Ihnen angekündigt, Ihnen Dinge zu zeigen, die Sie nicht mal ahnen können. Katja Otto ist schon lange Zeit dort, wo sich ihr Mann befindet. Im Jenseits. Die Leute hier aber sehen regelmäßig, daß Frau Otto das Geschäft weiterleitet. Sie sind den Geheimnissen des Jenseits auf der Spur. Sie verbreiten Thesen, die einige Menschen nachdenklich stimmen, und es gibt immer mehr, die Ihrer Theorie von der Beeinflußbarkeit des menschlichen Lebens durch außermenschliches Leben anhängen oder sich zumindest Gedanken darüber machen. Wie recht Sie haben, will ich Ihnen zeigen…«

Es war ein Unterton in der Stimme des Schwarzen Priesters, der Unstett aufhorchen ließ.

»Und dann, werter Herr Unstett, werden Sie es sich überlegen, ob Sie weiterhin als eine Art Warner Ihre Stimme erheben oder nicht«, fuhr der andere fort. »Sie sind freiwillig hierher gekommen, ob Sie auch freiwillig mitkommen, ist Ihnen überlassen.«

»Soll das heißen, daß Sie mich zwingen würden?«

»Ja! Entgegen meinem Vorschlag sind Sie einen Tag zu früh gekommen, wahrscheinlich deshalb, um sich erst in aller Ruhe umzusehen, ob eine Gefahr droht. Die Gelegenheit, dies festzustellen, will ich Ihnen nicht geben. Und nun kommen Sie!«

Der Schwarze Priester ging ihm durch das Geschäftslokal voran. Unstett folgte, und er mußte daran denken, was er auf dem Band vom Jenseits gehört, was die transzendentalen Stimmen ihm zugerufen hatten. Und er glaubte auch in diesem Moment wieder die Stimme seiner Mutter zu hören, die aus einer endlosen Ferne das Wort ›Vorsicht!‹ ihrem Sohn im Diesseits entgegenrief.

Unstett blickte noch immer nicht durch, was hier gespielt wurde, aber er begriff, daß sein Leben bedroht war.

Jemand wollte etwas von ihm.

Vorsicht, mahnte er sich…

*

Sie gingen durch die Tür in die Küche, und dort steuerte der Schwarze Priester auf eine Nische zu, die mit einem schweren, dunkelroten Vorhang geschlossen war.

Der unheimliche Gastgeber, der seine Gestalt nach Belieben ändern konnte, zog den Vorhang zurück.

Unstett erblickte einen uralten Spiegel. Mattes Glas mit wurmstichigem Rahmen.

Beinahe liebevoll führte der geheimnisvolle Gastgeber seine Hand über den Rahmen. »Es gibt Spiegel«, sagte der Schwarze Priester leise, »mit denen es eine besondere Bewandtnis hat. Man kann mit ihnen diese Welt verlassen, und man kann die Welt hinter dem Spiegel kennenlernen.«

»Unmöglich!«

»Ich war der Meinung, dieses Wort gäbe es in Ihrem Sprachschatz nicht. Sie glauben an eine Weiterexistenz nach dem Tod, Sie sind überzeugt davon, daß Geister und Dämonen in dieser Welt umgehen, daß es einen Ort gibt, wo sie sich aufhalten und daß es ein Reich gibt, in dem sich auch Geister und Tote treffen. Richtig! Aber Sie glauben nicht daran, daß es möglich ist, diese Welt aufzusuchen.«

»Nicht mit einem Spiegel.«

»Womit denn sonst? Mit einem Auto? Mit einer Rakete? Wo wollen Sie diesen Ort suchen?«

»Jenseits dieser, unserer Dimension.«

»Richtig. Dazu ist es notwendig, die Grenzen zu passieren, die zwischen den Dimensionen bestehen. Was eignet sich dazu besser als ein Spiegel, der diese Möglichkeit schafft? Es gibt viele von diesen

Spiegeln, die aus einer anderen Zeit, aus einer anderen Welt stammen. Franz Otto war ein Mensch, der Ihnen ähnelte. Immer auf der Suche nach etwas Außergewöhnlichem. Eines Tages, als ein Gut versteigert wurde, fand er auf dem Speicher diesen Spiegel und nahm ihn mit. Otto verstand einiges von Schwarzer Magie und okkultem Brauchtum und begriff sofort, daß er einen jener legendären Spiegel entdeckt hatte, die als Tor in eine andere Dimension dienten. Otto mißbrauchte sein Wissen, das wurde ihm zum Verhängnis. Ich möchte Sie vor einem ähnlichen Schicksal bewahren. Sie beginnen Dinge zu ergründen, die Sie in tödliche Gefahr bringen können, wenn Sie es falsch anfangen. Nehmen Sie an, ich weiß mehr über das Jenseits und die Toten, als ein anderer Mensch je ergründen konnte. Nehmen Sie an, ich hätte eine Botschaft für Sie, und ich würde sogar Gewalt anwenden, nur, damit Sie diese Botschaft kennenlernen. Ich habe einen Auftrag – aus dem Jenseits. Einen Auftrag von Ihrer Mutter!«

Bedrückende Stimme herrschte nach diesen Worten.

Man hätte eine Stecknadel fallen hören können.

Dann fuhr der Sprecher fort. »Ich führe Sie zu ihr. Sie können mit ihr reden. Einer Ihrer alten Wunschträume wird damit wahr.«

Unstett konnte sich der Faszination der Worte und des Augenblicks nicht entziehen.

Unwillkürlich streckte der Salzburger die Hand nach dem Spiegelrahmen aus und stellte fest, daß der große Spiegel unverrückbar an der Wand befestigt war. Er schloß mit seiner Rückseite nicht ganz bündig mit der Mauer dahinter ab. Das aufgequollene Holz schuf Zwischenräume, die groß genug waren, daß man einen Finger hineinstecken konnte.

Dahinter fühlte er die kalte, feste Wand.

»Sie lügen«, wisperte er. »Ich weiß nicht, warum Sie dieses Spiel mit mir treiben. Hinter dem Spiegel ist die Wand, was sollte dahinter ein?«

»Ein Teil der Ewigkeit. Sehen Sie hier…«, da streckte der Priester seine Hand aus – und bis zum Gelenk verschwand sie im Spiegel, als bestünde die matte Fläche nicht aus Glas, sondern aus einer senkrecht stehenden, stillen Wasserwand. »Kommen Sie, Unstett! Kommen Sie mit! Auf ein kurzes Gespräch mit Ihrer Mutter.«

Der Mann verschwand vor seinen Augen durch den Spiegel. Carel Unstett zögerte noch einige Sekunden.

Dann überwand seine Neugierde Zweifel und Furcht – er streckte beide Arme in den Spiegel und ließ seinen Oberkörper folgen. Es war ein seltsames Gefühl. Er glaubte, eine Nebelwand zu durchschreiten. Hinter dem Spiegel war kein Kasten oder Hohlraum, in dem er ankam, sondern eine andere, eine dumpfe, finstere und schaurige Welt.

Er wollte noch umkehren, aber er konnte nicht mehr. Von harter

Hand wurde er so heftig herumgerissen, daß er mehrere Meter weit nach vorn taumelte, den Halt verlor und auf den glitschigen Boden stürzte.

Höhnisch lächelnd stand der Schwarze Priester vor ihm und sagte: »Ich sprach davon, daß ich eine Botschaft für Sie hätte, Unstett. Das stimmt. Allerdings ist diese Botschaft anders, als Sie erwartet haben.«

Die Worte hallten durch die Atmosphäre, die mit etwas Unfaßbarem, Schauerlichem angefüllt war, das sich seiner Beschreibung entzog.

Unstett erhob sich. Ein leichtes Schwindelgefühl ergriff ihn.

Er setzte zum Sprechen an, aber sein Widersacher ließ ihn erst gar nicht zu Wort kommen. »Wir beobachten Sie schon geraume Zeit, Unstett. Vielleicht schon zu lange. Die Thesen, die Sie verbreiten, bringen für uns eine gewisse Gefahr mit sich. Wir – die Schwarzen Priester, die wir uns unter die Lebenden gemischt haben, die wir in allen Teilen der Welt selbst Entscheidungen treffen oder durch unsere Helfershelfer – bewußt und unbewußt – solche treffen lassen, heißen es nicht für gut, daß Sie Dinge zur Sprache bringen, die unausgesprochen und geheim bleiben sollen. Nur im Geheimen können wir wirken. Wer unsere Wege und Absichten erkennt, wird ausgeschaltet. Die Menschen dieser Welt, die ahnungslos sind, sollen nicht gewarnt werden. Das Schwert der Vernichtung schwebt über den Häuptern der Völker, wir brauchen nur den Haß und die Uneinigkeit noch zu schnüren, und das Pulverfaß wird sich entzünden. Wer aber auf das, was kommt, aufmerksam wird, kann die Weichen verstellen und die Zeit verlängern, die den Siegeszug Molochos, des höchsten Dämonenfürsten, vorbereitet.

Der große Sturm wird über die Welt hereinbrechen, und nichts soll uns davon abhalten. Auch Sie nicht. Sie haben viel Unruhe geschaffen – eine für uns ungesunde Unruhe. Unstett. Wir wollen verhindern, daß sich uns neue Kräfte entgegenstellen. Aufklärung ist gefährlich. Wir hatten Ihren Tod beschlossen, aber ich habe es mir anders überlegt. Sie können Ihr Leben erhalten. Aber das liegt an Ihnen! Ich gebe Ihnen eine Chance. Ich lasse Sie zurück. Für einen Tag. Und Sie können darüber nachdenken, ob Sie immer hier bleiben wollen oder ob, es Ihnen auf der anderen Seite des Spiegels besser gefällt. Das Ganze geht nicht bedingungslos: Fortsetzung Ihres Lebens bedeutet, daß Sie es ändern müssen. Kehren Sie zurück, dann werden Sie all das widerrufen, was Sie in den letzten Monaten an Wahrheiten weitergegeben haben. Sie erklären öffentlich, daß es keine Geister und Dämonen gibt, daß eine Wiedergeburt nach dem Tod ebenso ausgeschlossen ist wie eine Weiterentwicklung des Geistes nach der jetzigen Existenz. Es gibt nichts zwischen Himmel und Erde, was nicht erklärbar wäre.«

»Das kann ich nicht!«

Der Schwarze Priester schien Unstetts Worte überhaupt nicht gehört zu haben. »Sie behaupten, ein Lügner zu sein. Sie sind ein Scharlatan und haben den Leuten das Geld aus der Tasche gezogen! Sie wollten sich interessant machen.«

»Das kann ich nicht!« brüllte Unstet.

»Sie können – oder Sie werden hier bleiben! Für alle Zeiten! Hier im Pandämonium, wo die Geister sich treffen, die Sie theoretisch so gut kennen. Aber wie es ist, wenn man sie praktisch erlebt – davon soll Ihnen ein Aufenthalt im Pandämonium einen Eindruck verschaffen.«

Mit diesen Worten wandte der Sprecher sich um.

Er verschwand nach einem kurzen Schritt nach vorn, als würde er sich in Luft auflösen.

Carel Unstett zögerte keine Sekunde. Er warf sich auf den Punkt zu, wo der Schwarze Priester verschwunden war.

Durch seinen eigenen Schwung fiel er nach vorn, stürzte erneut und griff ins Leere. Da – vor ihm – war nichts als Luft!

Stöhnend richtete er sich auf, griff um sich und schien etwas zu suchen.

Kein Widerstand, kein Spiegel Nichts!

Er war allein und hatte keine Möglichkeit, ohne die Hilfe seines geheimnisvollen Begleiters dorthin zurückzukehren, woher er gekommen war. Verzweifelt blickte er sich um.

In der Luft begann sich schreckliches Leben zu regen. Und all die Wesen, von deren Existenz er stets gesprochen und die er doch noch nie geschaut hatte, waren hier versammelt und rückten als eine lebende, schauerliche Mauer auf ihn zu.

*

Seine Augen weiteten sich, sein Herz klopfte bis zum Hals, und kalter Angstschweiß stand auf seiner Stirn.

Aus dem dunklen, wogenden Nebel schälten sich Gestalten, deren Anblick genügte, Menschen zum Wahnsinn zu treiben.

Geister und Dämonen! Zu allen Zeiten waren sie von Menschen beschrieben und gefürchtet worden.

Die Wesen in den Sagen- und Märchenbüchern, die so schaurig anzusehen waren, existierten wirklich. Er hatte schon lange nicht mehr daran gezweifelt, aber daß sie so aussahen…

Die eine Gestalt war ein Mittelding zwischen Tier und Pflanze. Auf einem zotteligen, vierbeinigen Körper erhob sich wie die Stengel einer überdimensionalen Pflanze eine dunkelblaue Blüte, die das Aussehen einer Fratze hatte. Aus dem Leib wuchsen Tentakel, die sich

schlangengleich bewegten. Fischgesichtige Ungeheuer umringten ihn ebenso wie menschliche Monster, die aussahen, als wären sie für einen Horrorfilm geschaffen worden.

Ein Dämon hatte eine Schuppenhaut, war von gedrungener Gestalt und bewegte sich mit schrecklichen Geräuschen, die aus seinem breiten, zahnlosen Fischmaul drangen, auf ihn zu. Seine Arme waren Stummel, die zitternd zuckten und an denen deutlich erkennbare Flossen saßen.

Gierige Augen blickten ihn an. Er sah Formen und Farben, die er nie für möglich gehalten hätte.

Den Gestalten strömte ein scharfer, ätzender Geruch aus, als kämen sie direkt aus der Hölle.

Ihrer wurden mehr und mehr. Die glitschigen, an fleischige Hügel erinnernden Büsche vor ihm teilten sich, und neue gespenstische Wesen krochen hervor. Ein Kichern und spöttisches Lachen erfüllte die Luft um ihn, und er wich Schritt für Schritt zurück, um den Abstand zwischen sich und den Schauengestalten konstant zu halten.

»Jetzt machen wir ihn fertig!« schrie ein uralter Mann, dessen knochiger, kantiger Kopf auf einem ausgemergelten Körper saß, der mit faustgroßen, schwarzen Beulen übersät war.

»Ja! Er ist selbst schuld daran!« fügte eine andere Spukgestalt hinzu, die wie eine Echse aussah, sich auf stämmigen Beinen bewegte und deren Kopf menschliche Züge aufwies.

»Das wird ihm ein Denkzettel sein«, kicherte ein Fischgesicht, und die hervorquellenden Augen rollten fürchterlich. »Er soll immer an seinen Besuch hier bei uns denken.«

»Wir werden Ball spielen mit ihm«, schlug ein anderer vor. Woher die Stimme kam, konnte er im Moment nicht erkennen. »Und dann werfen wir ihn in den Sumpf!«

Die Stimmen dröhnten in seinen Ohren.

Unstett wußte nicht, wohin er zuerst blicken sollte. Vor ihm wimmelte es. Er wollte sich die Gestalten einprägen. Für den Fall, daß er zurückkam… aber konnte er überhaupt so denken? War die in Aussicht gestellte Rückkehr nicht gekoppelt mit einem Versprechen, das er nie und nimmer geben konnte? Wie konnte er etwas widerrufen, von dem er zutiefst überzeugt war?

Seine Blicke gingen unstet hin und her. Seine furchteinflößenden Widersacher machten es spannend. Es wäre ihnen ein leichtes gewesen, blitzschnell näherzukommen, doch sie wollten ihn quälen und zögerten ihren Angriff absichtlich hinaus, um seine Angst zu steigern.

Und da konnte er ihren Anblick tatsächlich nicht mehr ertragen.

Carel Unstett wußte nicht, woher er in diesen Sekunden die Kraft nahm, seinen Körper ruckartig herumzuwerfen, den Blick zu lösen von

dem Spukheer und plötzlich davonzurennen.

Er mußte Abstand gewinnen! Weg von hier, hämmerten seine Gedanken.

Als er davoneilte, beschleunigten auch die Geister ihr Tempo. Ein ungeheurer Lärm erscholl hinter ihm.

Ein Flügelrauschen erfüllte die Luft, und er warf einen schnellen Blick zurück. Unstetts Herzschlag stockte.

Geflügelte Dämonen erhoben sich aus den finsteren Wäldern, die hinter ihm lagen und glitten mit heftigen Flügelschlägen rasch näher.

Unstett verstärkte seine Anstrengungen.

Aber noch während er lief wurde ihm die Sinnlosigkeit seines Tuns bewußt.

Wohin konnte er schon fliehen?

Wenn er die trübe Luft recht durchschaute, dann dehnte sich vor ihm ein gewaltiges Sumpfgebiet aus. Vor ihm der Sumpf – hinter ihm die Dämonen! Es gab nicht den geringsten Hinweis dafür, daß er durch seine Flucht in dieses Sumpfgebiet etwas erreichen konnte.

Und doch brachte er es nicht fertig, einfach stehenzubleiben und sich den Widersachern kampflos auszuliefern. Er mußte einfach rennen und den Abstand zwischen sich und den Verfolgern vergrößern. Der Gedanke daran, von diesen Geschöpfen auch nur berührt zu werden, erfüllte ihn mit Grausen.

Er wollte so lange rennen, bis seine Kräfte ihn verließen und er vor Erschöpfung zusammenbrach. Das nahm er sich in diesem Moment fest vor. Dann wenigstens merkte er nichts.

Aber diesen Zustand erreichte er erst gar nicht.

Der Boden unter seinen Füßen wurde schwerer.

Kahles Gestrüpp säumte den Rand des Sumpfes. Träge floß seitlich ein schlammiger Fluß in seinem Bett und wälzte sich in eine unübersehbare Ferne.

Rechts der Fluß, hinter ihm die Verfolger – links und vor ihm der endlose Sumpf…

Das war die perfekte Sackgasse.

Große, heiße Schlammblasen stiegen auf, als ob unter der breiigen grau-schwarzen Oberfläche ein Vulkan sich rege.

»Wir haben ihn!« brüllten die geifernden Dämonen hinter ihm. »Jetzt kann er uns nicht entkommen.«

Unstett kam nur noch langsam vorwärts. Der matschige Boden unter seinen Füßen machte jeden Schritt zur Qual. Er versank bis zu den Knöcheln im Schlamm, und kostbare Zeit verging, ehe er seinen Fuß wieder herausgezogen hatte und einen Schritt weiterkam. Er mußte große Kraft aufwenden, um überhaupt weiterzukommen.

Er fiel nach vorn, stürzte und fing mit den Händen seinen Sturz ab. Schlamm spritzte auf. Im Nu war seine Kleidung verschmutzt, seine

Hände bis zu den Ellbogen verschmiert.

Seine Verfolger holten auf.

Das einzige was er tun konnte, war, am Rand des Sumpfes entlangzulaufen, in der Hoffnung, ein Versteck zu finden, wo er sich vor den Widersachern verbergen konnte.

Oder es müßte eine Möglichkeit geben, über den Sumpf zu kommen. Eine Brücke, einen Weg oder…

Er fuhr zusammen.

Plötzlich war da etwas, was zuvor nicht existiert hatte.

Nur zwei Schritte von ihm entfernt ragte ein riesiger, knorriger Stamm aus dem Sumpf. Er schwamm nicht einfach darin herum, er schien wirklich fest verankert zu sein, wenn er das richtig sah.

Und dahinter – ein weiterer Stamm, dünnere und dickere Zweige, die hart und schwarz aus dem Moor ragten.

Es war ihm schon alles egal, als er sich entschloß, es auf einen Versuch ankommen zu lassen und die wie Geister aus dem Sumpf getauchten Stämme und Zweige als Inseln für seine Zwecke zu benützen.

Instinktiv spürte er die zunehmende Erregung seiner Verfolger. Die Geflügelten drehten ab, und ihr schrilles Kreischen peitschte über Unstett hinweg.

Der Okkultforscher sprang kurzerhand auf den ersten Stamm. Der schwankte nicht mal und schien mit seinen gewaltigen Wurzeln tief festzusitzen.

Unstett lief auf das Ende des Stammes zu, sprang auf den nächsten, hangelte sich zwischen Ästen und Zweigen weiter und stellte zu seiner Überraschung fest, daß die Geister und Dämonen des Pandämoniums es nicht wagten näherzukommen.

Mit diesem Sumpf hatte es seine besondere Bewandtnis!

Er paßte nicht hierher in dieses Reich des Grauens und war trotz seines gefährlichen Aussehens und seiner gewaltigen Ausdehnung offenbar ein Ort, der unter anderen Gesetzen stand als jener Bezirk des Pandämoniums, aus dem Unstett soeben kam. Es gab also Unterschiede im Herrschaftsbereich.

Der Okkultforscher überlegte noch, ob es auch unterschiedliche Zuständigkeiten im Dämonenreich gab, ob es hier nicht nur Schatten, sondern, auch Licht gab, daß das Gute gleichberechtigt neben dem Bösen existieren konnte… als er eine erschreckende Entdeckung machte.

Er war vom Regen in die Traufe geraten, und plötzlich kam es ihm so vor, als hätten jene unheimlichen Wesen nur darauf gewartet, daß er die scheinbaren Hilfen nutzte.

Um ihn herum regte sich gespenstisches Leben.

Nicht mehr nur die Blasen stiegen aus dem Moorbrei – auch Arme

und gierige Klauenhände, die nach ihm griffen. Gräßliche Menschenköpfe mit langem, strähnigem Haar tauchten auf. Leer und tot waren die Augenhöhlen. Wie in Totenschädeln.

Drei Sekunden lang stand Carel Unstett wie gelähmt.

Von den Händen, die an ausgedörrte, wurmstichige Zweige erinnerten, tropfte der zähe Schlamm. Lange Schlammfäden wurden von den Händen und Armen mit emporgeschleudert und hingen auch wie zähes, klebriges Spinngewebe über den großen, schrecklich anzusehenden Gesichtern.

Carel Unstett stöhnte.

Die Begegnung mit den Dämonen war schon schlimm genug gewesen. Doch da hatte er keinen direkten Hautkontakt bekommen. Nun jedoch konnte er dies nicht mehr verhindern. Gierig griffen die faulenden Hände nach ihm. Es war kein Fleisch, das die Knochen dieser gespenstischen Wesen umhüllte, es war morsches, fauliges Holz.

Unstett trat nach den Armen, und knackend brachen sie ab.

Sie versanken im Moor. Neue Blasen stiegen auf, neue Gesichter, neue Arme und Hände, die nach ihm griffen.

Der Weg über die knorrigen Stämme wurde zu einem Spießrutenlaufen. Ständig geriet er in Gefahr, von den Händen in die Tiefe gezogen zu werden. Um ihn herum wimmelt es von Leibern der Moorwesen. Sie waren blind. Sie konnten ihn nicht sehen, doch auf eine geheimnisvolle Weise nahmen sie ihn doch irgendwie wahr.

Unstett keuchte und sprang von einem Stamm zum anderen. Das Moorufer fiel zurück, die Verfolger, die dort noch immer standen, waren bald nur noch als winzige Schemen zu erkennen.

Unstett wußte nicht, warum er floh und wohin er floh. Er wußte auch nicht, wie lange er noch die Kraft fand, den Wesen aus der Tiefe Widerstand entgegenzusetzen und durchzuhalten. Und er wußte vor allen Dingen nicht, wie lange diese primitive Brücke über den Sumpf noch vorhanden war. Zu seiner Überraschung fand er immer wieder einen neuen Ast, einen neuen Stamm. Und zu seiner Verwunderung stellte er fest, daß immer dann eine neue Insel sichtbar wurde, wenn er am nötigsten eine brauchte! Es war gerade so, als ob sein Wunsch die Inseln schuf!

Er kam nicht mehr dazu, sich über diesen mysteriösen Umstand weitere Gedanken zu machen.

Es geschah blitzschnell.

Ein Heer von Moorwesen umringte ihn. Am Stamm, auf dem er stand, schüttelten sie und wollten ihn herabwerfen wie eine reife Frucht. Und dann passiert das, was er die ganze Zeit über hatte verhindern können.

Klauenhände umspannten seine Füße und seine Beine. Er verlor das Gleichgewicht.

Ein gellender Schrei hallte durch die brodelnde Dämmerung und mischte sich mit dem Blubbern und Glucksen im Moor.

Unstett riß die Arme empor. Er konnte den Sturz nicht mehr auffangen. Er rutschte über das glitschige Holz, und seine Beine tauchten ein in den zähen Schlamm. Der Unglückliche versank sofort bis zu den Hüften im Sumpf und glaubte, eine glühende Zange würde sich um seinen Leib legen.

*

Der Alptraum, den Lorette Massieu träumte, war fürchterlich.

Sie sah sich am Rand des gespenstisch glühenden Moores stehen und darüber hinwegblicken. Die Oberfläche war aufgewühlt wie bei einem Sturm.

Unzählige Arme und Köpfe ragten aus dem Schlamm, so daß vor lauter Geistern kein Sumpf mehr zu sehen war. Zwischen den Geschöpfen schwammen Zweige und Äste, schwarz und knorrig, als wäre ein vor Äonen versunkener Urwald nun wieder an die Oberfläche getreten.

Etwas Helles tauchte in der Düsternis auf.

Ein Mensch! Ein Mann! Er trug eine helle Hose, ein rötliches Hemd und er lief auf den schwimmenden Stämmen um sein Leben.

Da taumelte er und verlor das Gleichgewicht.

Lorette Massieus Kopfhaut zog sich zusammen.

Ein Retter nahte! Da kam jemand, der sie aus diesem furchtbaren Land jenseits aller Logik befreien konnte – und der verlor sein Leben?

Das durfte nicht sein!

Sie sah den verzweifelten Kampf. Der Fremde schlug um sich, und es gelang ihm, zwei, drei Widersacher in die Tiefe zurückzuzwingen. Knirschend brachen die morschen Arme und Finger ab und schwammen wie Treibholz auf dem Schlamm, ehe sie langsam versanken. Der Fremde kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung, obwohl er erkennen mußte, daß er überhaupt keine Chance hatte, dem Grauen und dem sicheren Tod zu entrinnen.

Der Fremde rutschte vom Stamm und konnte sich nicht länger halten. Es gelang ihm noch einen Zweig abzubrechen und damit auf seine Widersacher einzuschlagen.

Vier, fünf Hände waren gleichzeitig über ihm und drückten auf seine Schultern und auf seinen Kopf. Er konnte das Unabänderliche nicht verhindern und sank in die Tiefe. Der graue Schlamm schwappte in die Höhe und berührte sein Kinn, seinen Mund, den er fest zusammenpreßte, und dann seine Nase. Schließlich bedeckte er seine schreckgeweiteten Augen. Sein Kopf verschwand.

»Neeeiin!« schrie Lorette Massieu, dann erwachte sie, schlug die

Augen auf – und zitterte am ganzen Leib.
Der Traum war zu Ende. Gott sei Dank!
Aber er ging weiter – in der Wirklichkeit.

*

Wo endete der Traum, wo begann die Wirklichkeit?
Da war der Sumpf, in dessen unmittelbarer Nähe sie vor Ermüdung zu Boden gesunken war. Da waren die schrecklichen Wesen, die aus dem Schlamm ragten und die immer mehr wurden, je länger sie hinblickte. Und da gab es auch die knorrigen Stämme – und ein schmatzendes Loch zwischen den schauerlichen Sumpfgestalten. Die Stelle, an der der Fremde versunken war!
Bewegung entstand neben ihr.
Carminia Brado!
»Es liegt an dir – du bist daran schuld!« stieß die Brasilianerin heftig hervor. »Du kannst ihn retten – die Gestalten entstammen deinem Willen und deiner Fantasie!«
Lorette Massieu starrte ihre Begleiterin an, als wäre diese selbst ein Gespenst.
»Ich bin eben wach geworden, eine Sekunde vor dir«, sprudelte es über die Lippen der Südamerikanerin. »Du hast geträumt. Du warst schrecklich aufgeregt. Da wollte ich dich schon wecken. Du bist von selbst aufgewacht. In der gleichen Sekunde fiel mir auf, daß die Gestalten weniger wurden. Denk' nicht mehr an sie, Lorette! Deine Gedanken erwecken sie!«
Welch verfluchter Ort war dies hier?
»Unmöglich – so etwas gibt es nicht!« Lorette Massieu schrie es heraus.
»Denke daran, daß sie verschwinden – und sie werden verschwinden! Nur so kannst du noch helfen. Schnell die Zeit drängt!«
Carminia war verzweifelt.
»Ich habe selbst den Versuch gemacht – vorhin, ehe wir einschliefen. Ich habe daran gedacht, wie es wohl sein würde, wenn plötzlich eines dieser Moorwesen den Sumpf verließe und auf uns zukäme«, fuhr Carminia unbeirrt fort. »Und da geschah es – aus den Schlammassen wühlte sich eines dieser Wesen und kam auf uns zu. Da habe ich die Wahrheit erkannt!«
Mit brennenden Augen starrte die Halbfranzösin in den Sumpf.
»Verschwindet!« stieß sie hervor, und ihr Gesicht war starr wie eine Maske. »Er darf nicht ertrinken. Er ist ein Mensch!«
Sie taumelte, und Carminia Brado mußte sie stützen.
Der Sumpf glättete sich.
Die Wesen verschwanden, und aus dem Sumpf stieg ein Körper

empor. Zuerst der Kopf, dann die Schultern. Zitternd klammerte sich der Fremde an den Stamm.

Die beiden Frauen beobachteten ihn, wie er sich mühsam in die Höhe zog, wie er Zentimeter für Zentimeter näherkam und am Ende seiner Kraft selbst wie ein Moorgespenst aussah.

Und sie wurden Zeugen einer weiteren Merkwürdigkeit, die Carminia Brados Beobachtungen und Überlegungen ergänzten.

Aus dem Nichts heraus bildete sich ein neuer, reich verzweigter Stamm, der dem Gefährdeten die Möglichkeit gab, sich daran zu klammern und den Weg zum Moorrand fortzusetzen, ohne im Sumpf zu versinken.

Und als der Fremde so nahe war, daß sie nach ihm greifen konnten, waren sie ihm behilflich, zogen ihn auf den festen Untergrund und wischten dem Erschöpften den zahnen Schlamm von Gesicht und Körper.

»Gedanken eines kranken Hirns«, murmelte Lorette Massieu unverhofft, und ein wildes Glühen irrlichterte in ihren Augen. »Ich bin wahnsinnig, Carminia!« Sie schlug die Hände vors Gesicht.

»Hier kann man es werden. Deine Gedanken waren besonders stark und intensiv«, sprach die Brasilianerin beruhigend auf sie ein, während sie weiterhin mechanisch den Schlamm vom Körper des Fremden strich. »Geistige Kräfte werden umgeformt in etwas Materielles. Es ist ein außerordentliches Phänomen. Deine Angst, die du empfunden hast, hat Form und Gestalt angenommen. In deinem Unterbewußtsein hast du dir vorgestellt, wie es wäre, wenn der Sumpf mit schrecklichen Wesen bevölkert wäre. Und da waren sie bevölkert!

Die Tatsache, daß Geist sich in Materie verwandelt, daß Wunschträume Fleisch und Blut werden, ist nicht weniger merkwürdig als die, daß man sich telepathisch mit einem anderen Geist unterhalten kann oder daß durch geistige Kräfte jeder beliebige Gegenstand an jeden beliebigen Ort versetzt werden kann.«

Lorette Massieu schüttelte nur den Kopf. Es wollte ihr nicht einleuchten, daß ihr Traum zur realen Gefahr für einen Menschen geworden war, der über den Sumpf kam, um sich vor dämonischen Verfolgern in Sicherheit zu bringen.

Carel Unstett bedankte sich für die Hilfe, die ihm zuteil geworden war, und schaltete sich sofort mit müder Stimme in das Gespräch ein, zu dem er etwas beisteuern glaubte zu müssen. »Jetzt begreife ich auch, weshalb es plötzlich so viele Baumstämme und Äste gab. Ich hatte mir gewünscht, eine Möglichkeit zu haben, um über den Sumpf zu kommen. Wunsch und Realität wurden eins. Mit diesem Fleck Erde«, murmelte er, »hat es seine besondere Bewandtnis. Erde – wie sich das anhört… Kann man hier überhaupt von Erde reden? Wir sind im Pandämonium, in einem Reich der Geister. Wo es sich befindet,

vermag niemand von uns zu sagen – oder doch?«

Er blickte sie an. Der Schlamm um seine Augen herum bildete eine dicke Kruste. Unstett bot einen eigentümlichen Anblick. Er sah aus, als ob sein Körper mit dieser Masse nachgebildet werden sollte, und als müsse man nur noch abwarten, bis alles schon angetrocknet war.

»Nein, niemand weiß es«, fuhr er fort, sich die Frage selbst beantwortend. »Selbst die Mächte, die uns hierher entführt haben – und davon kann ich doch ausgehen, nicht wahr? Es ist doch kaum anzunehmen, daß Sie freiwillig hier herüber gekommen sind?«

»Nein, das sind wir nicht«, antwortete Carminia.

Unstett nickte und setzte den begonnenen Satz fort: »Selbst die Mächte, die uns hierher entführt haben, scheinen etwas übersehen zu haben oder werden plötzlich mit einem Problem konfrontiert, das sie selbst noch nicht erkannt haben. Es ist doch ein wenig anders, als man mir angedroht hatte. Wenn ich das berücksichtige, womit mir gedroht wurde, dann hätte ich nicht die geringste Chance gehabt, und auch Sie wären sicher nicht mehr am Leben. Es ist wert, über dieses Phänomen, auf das wir hier gestoßen sind, nachzudenken. Geister und Dämonen sind Schmarotzer, sie saugen fremdes Leben aus und ernten die Früchte redlicher Arbeit. Sie können also nicht immer hier gewesen sein. Dieses Pandämonium – was war es davor mal gewesen? Vielleicht vor Äonen von Zeiträumen? Die Welt eines Gottes oder einer Göttin, die dem Ansturm aus dem Geisterreich nicht gewachsen war?«

Sie tauschten ihre Erfahrungen aus und kamen überein, auf alle Fälle zusammenzubleiben und das beste aus der Situation zu machen. Die sah plötzlich besser aus, nachdem sie glaubten, einige Zusammenhänge erkannt zu haben. Wenn dieser Fleck Erde von den Füßen eines Gottes berührt worden war, hatten die Dämonen nur wenig oder keine Macht, und es war verständlich, weshalb sie nicht hier aufgetaucht waren.

Nun lag es an ihnen ihre Gedanken unter Kontrolle zu halten um nicht eine Gefahr heraufzubeschwören, die sie selbst verursachten.

Unstett ging gefestigt aus dem Abenteuer hervor.

Vor allen Dingen mußten sie ergründen, was hier vorging und was sie tun konnten, um aus dieser Geisterwelt herauszukommen. Herumsitzen war zwecklos. Es mußte irgendwie weitergehen. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg. Wie lange sie dabei auf den Beinen waren, konnten sie nur schätzen, denn hier auf der anderen Seite der Spiegel standen die Uhren still.

Auch ob es Tag oder Nacht war, konnten sie nicht ergründen. Die Dämmerung war immer die gleiche, und eine Sonne gab es hier nicht.

Sie hielten sich immer am Rand des Moors, denn hier – so glaubten sie zumindest – hatten sie die größte Sicherheit.

Niemand vermochte zu sagen, wie lange sie unterwegs gewesen waren – ob acht, zehn oder zwölf Stunden, ob einen Tag und eine Nacht – als sie in der Ferne hinter wogenden Nebelschleiern die Umrisse einer burgähnlichen Ruine erblickten.

»Was ist das?« entfuhr es Lorette Massieu.

»Kann es sein, daß dort jemand wohnt, der menschlich ist wie wir?« stellte Carminia sich die Frage.

»Wir werden es wissen, wenn wir dort sind«, sagte Carel Unstett.

*

Die Nebel stiegen auf und hüllten die dunklen, massigen Mauern ein.

Die drei Menschen beschleunigten ihre Schritte. Hoffnung erfüllte sie. Dieses Bauwerk war ein einmaliges Ereignis in diesem Reich. Eine Insel der Hoffnung?

Die drei einsamen Wanderer wurden von Durst und Hunger geplagt. Hier aber gab es nichts zu essen, keine Früchte, keine Pflanzen, die man hätte pflücken können. Und außer dem schmutzigen Wasser in den Mulden am Moorrand fanden sie keine frische Quelle, an der sie ihren Durst löschen konnten.

»Vielleicht ist alles wieder… nur ein Trugbild?« ließ Lorette Massieu sich vernehmen. »Ein Abbild unserer Wünsche? Wir wissen: so wie es jetzt ist, kann es nicht weitergehen. Wir sind verloren. Der Hunger wühlt in unseren Eingeweiden, unsere Kehlen sind ausgedörrt. Wir sind Wanderer in einer fremden Welt, die schlimmer ist als die Wüste. Bis zum Zusammenbruch ist es nicht mehr weit. Wir sehnen uns nach Geborgenheit, nach Hilfe, und wir erwarten, sie dort zu finden.«

Carminia zuckte schwach die Achseln. »Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es so, hoffen wir jedoch, daß es sich anders verhält.«

Unwillkürlich taten sie in diesem Moment alle das gleiche: sie konzentrierten sich auf das massige Bauwerk. Hinter mächtigen Mauerzinnen ragten brüchige Türme in den düsteren Himmel. Das Tor hinter den wallenden Nebeln bestand aus massiver Bronze und war ein Prunkportal mit erhabenen, riesigen Figuren, die an mythische Fabelwesen erinnerten.

»Es ist da«, murmelte Carel Unstett. »Ob wir wollen oder nicht.«

Was für eine Bedeutung hatte dieses burgähnliche Bauwerk im Pandämonium? War es das Schloß eines Dämonenherrschers? Wohnte ein Monstrum dort? Ein Magier?

»Wenn wir hier stehen, finden wir es nie heraus«, fuhr Unstett unvermittelt fort. »Wartet hier auf mich! Ich seh' mal nach dem rechten.«

Er setzte sich in Bewegung. Doch er kam nicht weit.

Eine Stimme sagte: »Tun Sie es nicht! Sie würden ein Leben lang unglücklich sein. Denn: der sichere Tod erwartet Sie dort.«

Wie auf Kommando hin warfen Carminia Brado, Lorette Massieu und Carel Unstett ihre Köpfe herum, um den Sprecher zu sehen. Gleißender Lichtschein fiel in ihre Augen.

*

»Du gehst aus«, wunderte Rani Mahay sich, als er Björn Hellmark vor dem Spiegel stehen und letzte Hand an sich legen sah.

Der blonde Mann trug einen Smoking, ein elegantes Hemd, an dessen Knopfleiste ein weinroter Streifen eingelassen war, und passend dazu die Fliege.

»Ohne Carminia?« Der Inder starrte Hellmark an wie einen Geist. Irritiert trat der Mann aus Bhutan näher.

»Es gibt Feste, die besucht man am besten ohne Frauen«, murmelte Björn nachdenklich. Er griff in seine Hosentasche und vergewisserte sich, ob er die Dämonenmaske schnell fassen konnte. »Weil man unter gewissen Umständen nämlich erwarten kann, die Frau, die man sucht, dort zu finden – oder zumindest einen Hinweis für ihren derzeitigen Aufenthaltsort zu erhalten. Ich bin im ›Kronenberg‹ und nehme an einem Empfang teil. Der Geschäftsführer des Hotels, mit dem ich gut befreundet bin, konnte mir sagen, daß solche Empfänge in der letzten Zeit des öfteren stattfinden und daß sie von einem Mann namens Parkerson durchgeführt werden. Parkerson gibt sich als Manager einiger bedeutender englischer Firmen aus. Etwas Näheres ist über den Mann nicht bekannt. Ich habe den Namen allerdings schon aus dem Mund Tony Stukmans gehört. Er redete zu Lorette Massieu von ihm. Er wollte Geschäfte mit ihm machen.«

Björn weihte Rani ein, so gut es ging. Zwischen den beiden Männern gab es keine Geheimnisse. Hellmark verabschiedete sich von dem Freund und gab der Hoffnung Ausdruck, daß er am heutigen Abend erfolgreicher war.

Seit gestern schien ihm eine Ewigkeit vergangen. Er hatte des öfteren nochmals eine Fahrt zu Stukmans Haus gemacht, aber nichts Verdächtiges entdeckt. Der Rennfahrer war nicht wieder aufgetaucht, und auch Lorette Massieu hatte sich nicht mehr gemeldet. Gehofft hatte er ebenfalls, durch Al Nafuur, seinen geheimnisvollen Geistfreund, einen Hinweis zu erhalten. Aber auch hier war nichts geschehen.

Nachdenklich fuhr er davon, und Rani Mahay sah ihm vom Eingang des Bungalows aus nach.

»Das gefällt mir nicht«, murmelte der Koloß aus Bhutan und fuhr

sich mit der rechten Hand über seine prächtige Glatze. »Vielleicht sollte ich doch…« Und er tat, was er glaubte tun zu müssen. Er eilte ins Haus zurück, beriet sich kurz mit Pepe und rief dann die Taxizentrale an.

Rani kriegte das Gefühl nicht los, daß Björn sich da auf ein Abenteuer einließ, bei dem er besser jemand zu seiner Begleitung mitnahm.

Draußen dunkelte es, als das Taxi vorfuhr, in das Rani Mahay stieg.

An der Tür zum Festsaal standen zwei livrierte Hotelangestellte und nahmen die Einladungskarte in Empfang.

Stimmengemurmel…

Sehr viele Gäste. Björn schätzte ihre Zahl auf mindestens zweihundert. Viele kannten sich, fast die meisten. Und auch Hellmark sah einige bekannte Gesichter, aber er mied die Nähe dieser Menschen, um nicht in ein Gespräch gezogen zu werden.

Was Rang und Namen hatte, war hier versammelt.

Über zweihundert – und eben das wollte ihm nicht in den Kopf. Hatte Lorette Massieu nicht von einer kleinen Gruppe gesprochen? Von etwa – zwanzig geladenen Gästen?

Hatte sie einen anderen Ball gemeint? Oder war es so, daß dieses große Fest nur eine Art Tarnung war, daß sich hier unter dem Schutz großer Namen zwanzig Auserwählte trafen und ihren eigenen ›kleinen Ball‹ feierten?

Der Gedanke kam ihm unwillkürlich und ließ ihn nicht mehr los.

Björn hielt Ausschau nach Lorette Massieu. Die zauberhafte Halbfranzösin war nirgends zu sehen. Weder am Büfett, noch auf der Tanzfläche, noch stand sie irgendwo mit jemand zusammen, um nur zu plaudern.

Merkwürdig! Sie hatte doch auch kommen wollen? Gerade von diesem Fest erwartete sie soviel…

Björn hielt sich etwas abseits, nippte an dem Sektglas, das ihm ein Livrierter auf silbernem Tablett gereicht hatte, und beobachtete aus respektabler Entfernung Tony Stukman. Er hatte dieses Treffen hier organisiert. Er mußte mehr wissen als die anderen.

Hellmark brauchte nicht lange zu warten.

Die Gäste waren bewirtet, der Sekt floß reichlich, die Musik beschwingte. Allgemeine Heiterkeit, Frohsinn… die richtige Stimmung, um in seiner Aufmerksamkeit nachzulassen. Aber im Gegensatz zu Hellmark gab es offenbar niemand hier, der auf irgend etwas Außergewöhnliches wartete. Es schien ganz natürlich zu sein, daß Mister Parkerson, der Hagere mit dem blonden Bärtchen, durch eine Seitentür den Saal verließ. Hellmark lehnte gegen die Wand und beobachtete. Zwei Minuten später… ein weiterer Gast, den er nicht

kannte, verließ den Saal durch die gleiche Tür!

Als dritter ging Stukman. Das war für Björn das Zeichen, seinen Beobachtungsplatz zu verlassen und sich der Tür zu nähern. Mit einem schnellen Blick in die Runde vergewisserte er sich, daß niemand ihn beobachtete, öffnete die Tür und huschte durch den entstandenen Spalt.

Hellmark erreichte einen kleinen Vorraum. Von hier aus waren die verschiedenen Konferenzräume zu erreichen.

»Bitte schön, Ihre Karte«, sagte da eine Stimme neben ihm. Björn mußte sich zusammennehmen, um nicht erschrocken herumzufahren.

Ein Mann mittleren Alters, mit einem Smoking bekleidet, stand vor ihm.

»Oh, entschuldigen Sie! Das hatte ich ganz vergessen«, sagte Hellmark schnell, griff in seine Tasche und zog die Einladungskarte hervor. Es hatte ihn schon gewundert, daß er die Karte am Eingang wieder zurückerhielt. Normalerweise gab man sie ab. Aber diese Karte war etwas Besonderes. Sie wurde nochmal benötigt. Jetzt wurde sie einbehalten, nachdem der Fremde sie mit einem aufmerksamen Blick studiert hatte.

Der Mann reichte ihm ein dünnes, zusammengelegtes Tuch, das er zunächst für ein schwarzes Taschentuch hielt. Als er es auseinanderfaltete, sah er, daß es sich um eine Kapuze handelte, die mit zwei Augenschlitzen versehen war.

Er hörte Wortfetzen.

»… dann hat alles keinen Sinn… brauchen wir gar nicht erst durchzuführen… sie fehlt… war dein Pfand, Stukman!«

Da drückte Hellmark die Klinke.

Drei Personen waren anwesend.

Die Köpfe drehten sich, als der Maskierte eintrat. Zwei Gesichter waren unmaskiert – das eine war verdeckt durch eine schwarze Maske mit Augenschlitzen, und Hellmark atmete unmerklich auf.

Tony Stukman und ein breitschultriger Mann mit kalten Augen standen sich an einem langen, schwarzgedeckten Tisch gegenüber. Der Maskierte, der eindeutig Parkerson sein mußte, denn ihn hatte Björn den Festsaal verlassen sehen, saß an der Breitseite und hielt den Kopf in beide Hände gestützt.

»Es hat keinen Sinn, Stukman!« zischte der Gegenüber des Rennfahrers. Die Zornesader auf der Stirn des Mannes war geschwollen und zeigte, in welcher Erregung er sich befand. »Ich habe mir den heutigen Abend anders vorgestellt. Du hast dein Versprechen nicht gehalten. Die Zeit des Opfers ist gekommen! Es sollte jene Frau sein, die sich freiwillig und in großer Liebe an dich gehängt hatte und die du bis zu diesem Tag, egal auf welche Weise auch immer, in deiner Abhängigkeit halten solltest. Abgesprochen war: sie muß

erfahren, daß du nicht frei bist und daß deine Erfolge nicht durch dein Können, sondern durch unsere Hilfe zustande kommen. Du solltest sie deine Macht spüren lassen.«

»Das habe ich getan!« Stukman wandte den Kopf wieder und interessierte sich überhaupt nicht für den, der jetzt eintrat. Niemand achtete auf den maskierten Hellmark. Sie wußten nicht, wer sich wirklich hinter der Kapuze verbarg. »Ich habe sie eingeweiht, und ich habe ihr auch den Trank des Vergessens gereicht. Mehr als einmal habe ich sie das Reich des Grauens, den Ort, wo die Geister sich treffen, schauen lassen und ihren Charakter und ihren Geist auf eine harte Probe gestellt. So wußte sie, wie sie nach dort kam, und sie zeigte bereits eindeutig Anwandlungen von Bewußtseinsstörungen und Wahnsinn. So sollte ich es tun.«

»Richtig.«

»Und ich habe es gestern wieder getan. Aber als ich nach drüben ging, fand ich sie nicht mehr. Ich habe verzweifelt nach ihr gesucht. Lorette war verschwunden. Ich kann sie euch nicht bringen, nicht jetzt – das nächste Mal, ich werde sie finden…«

»Es wird kein nächstes Mal geben, Tony Stukman. Vertrag ist Vertrag. Geld, Reichtum, Macht und Karriere – das hattest du dir gewünscht. Molochos Diener hast du beschworen – und sie haben dich erhört. Der kleine Junge aus Liverpool, der nicht mehr arm sein, der der elenden Welt, in der er groß geworden war, entfliehen wollte – dieser kleine Junge sah sich als berühmten Rennfahrer, dem die Frauen zu Füßen lagen, der mit beiden Händen das Geld zum Fenster ’rausschmeißen konnte und für den es keine Sorgen mehr gab. Er wollte ein Leben ohne Sorgen verbringen. Das alles wurde ihm gewährt. Und der Preis dafür: ein Mensch, der ihm seine Liebe schenkte und an der Seite jenes karrierelüsternen Mannes zugrundegeht. Hier auf diesem Tisch sollte Lorette Massieus Leben enden… und sie ist nicht da.«

»Sie ist drüben im Pandämonium. Dort, wo ihr euch am besten auskennt. Sie muß sich verirrt haben.«

»Das ist nicht meine Sache.«

»Ich werde sie euch beschaffen!«

»Dazu ist es zu spät, Stukman! Hier und heute – nicht ein andermal. Wir können das Treffen abblasen.«

»Aber es ist nicht meine Schuld!« Stukman war verzweifelt. Er wirkte wie einer, der den Boden unter den Füßen verloren hatte.

»Bis zum heutigen Abend hattest du die Verantwortung über Lorette Massieu. Niemand anders sonst!« mußte er sich mit rauher Stimme sagen lassen.

Ein neuer Ankömmling trat ein, der ebenfalls nur mit einem flüchtigen Blick bedacht wurde und der wie Hellmark die Kapuze trug.

Niemand sprach ihn an. Wortlos nahm er seinen Platz ein und hörte sich das Streitgespräch an, das Stukman mit dem Abgesandten einer Dämonenmacht hier führte.

»Gebt mir eine Chance!« preßte er hervor. Er ballte die Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder. »Etwas muß dort drüben nicht mehr stimmen… sie hat sich nie so weit von der ursprünglichen Stelle entfernt. Ich muß sie finden können. Ich werde sie euch herbeischaffen. Noch in dieser Nacht!«

Er warf sich herum. Da brüllte der Sprecher: »Hiergeblieben, Stukman! Die Dinge haben sich verändert. Nicht mehr Lorette Massieu wollen wir, sondern dich. Du wirst an ihrer Stelle…«

»Sterben?« Stukman fiel dem anderen ins Wort. »Niemals!«

Er jagte auf die Tür zu. Hellmark stand zu weit abseits, als daß er den Engländer noch hätte fassen können. Aber er wollte ihm helfen. Er riß die Kapuze ab, griff mit der anderen Hand im gleichen Augenblick in seine Hosentasche und zog die Dämonenmaske hervor. Die sah aus wie ein abgeschnittener und zusammengebundener Damenstrumpf. In dem Moment jedoch, da er sie über den Kopf zog, zeigte sie ihre magische Kraft.

Schrille Schreie ertönten. Der Hagere, der am Tisch saß, sprang auf. Der Breitschultrige, mit dem Stukman das Wortgefecht ausgetragen hatte warf die Arme empor und wollte sich noch abwenden.

Da stiegen schon schwefelgelbe Rauchfäden aus seinem Körper, und er löste sich wie der maskierte Parkerson in gelben und grünen Rauch auf. Sein Leib brach zusammen wie eine leere Hülle, und gelber Staub verbreitete sich. Leer lag der Smoking am Boden.

Parkerson und der Wortführer waren Dämonen, genau wie Hellmark es vermutet hatte. Der Anblick der Dämonenmaske hatte ihnen den Garaus gemacht. Der andere, zuletzt Eingetretene aber war ein Mensch, der stöhnend zurückwich. Er gehörte der Vereinigung der dämonischen Loge an, aber er war kein Dämon. Die Maske erschreckte ihn, sie machte ihm nicht den Garaus. Er sah darin einen leibhaftigen Totenschädel, der atmete, in dessen leeren Augenhöhlen ein geheimnisvoller Schein gloste.

Der Mann mit dem Totenschädel jagte durch den Vorraum und folgte dem fliehenden Stukman, der den Ballsaal erreichte.

Stukman warf nicht einen Blick zurück. Wie von Furien gehetzt, jagte er durch den Saal hinaus aus dem Hotel, als hätte er den Verstand verloren. Hellmark hinter ihm her.

Stukman saß bereits in seinem Wagen und startete ihn, als Hellmark das Portal des ›Kronenberg‹ erreichte. Er riß die Dämonenmaske vom Kopf, und sein blonder Haarschopf und sein gebräuntes, sympathisches Gesicht kamen, wieder zum Vorschein. Er

steckte die Dämonenmaske weg und raste zu seinem Wagen, den er weiter entfernt geparkt hatte.

Stukman bewies, daß er ein ausgezeichneter Rennfahrer war. In Rekordzeit schaffte er die Strecke bis zu dem Haus, in dem er eine ganze Etage gemietet hatte. Er jagte die Treppe nach oben, als Björn seinen Wagen unten parkte.

Hellmark rannte ins Haus. In diesem Augenblick hielt eine Steinwurfweite von dem orangefarbenen Lamborghini entfernt ein Taxi. Ein Koloß von einem Mann sprang erstaunlich federnd heraus. Rani Mahay.

Björn erreichte die oberste Stufe, als Stukman seine Wohnungstür aufriß und in den Flur stürmte, ohne die Tür hinter sich zu schließen. Es schien, als wäre jede Sekunde kostbar für ihn. Und Björn kam es so vor, als wäre dem Engländer gar nicht zu Bewußtsein gekommen, was sich im einzelnen im Konferenzsaal des ›Kronenberg‹ abspielte.

Er rannte ins Schlafzimmer, betätigte den verborgenen Mechanismus, und der glatte Spiegel wich lautlos zurück und gab den geheimnisvollen Spiegel dahinter frei, durch den er lief, als würde er eine Nebelwand passieren.

Da war auch Hellmark schon heran.

Er folgte Stukman in das jenseitige Reich, in das Pandämonium der Geister. Eine andere, düstere Welt hüllte ihn sofort ein, in die Stukman tiefer hineinlief. Und Hellmark hinterher.

Da tauchte noch jemand auf.

Rani Mahay. Er wollte den Freund nicht allein lassen und bei ihm sein. Auch er passierte den Spiegel und erblickte Hellmark, der in dieser Sekunde Stukman erreichte, ihn griff, herumzog und zur Rede stellte.

*

Dämonen hatten den Spiegel herbeigeschafft. Dämonen nahmen ihn wieder.

Für den Bruchteil einer Sekunde fiel die Temperatur im Schlafzimmer des Rennfahrers um mehr als zwanzig Grad. Eisiger Wind fegte über das Bett und riß in den zarten Vorhängen. Die Spiegel rundum beschlugen. Bis auf den einen, der das Tor in das Jenseits bedeutete.

Von oben bis unten riß er auf und zeigte eine breite, gezackte Linie, die zahlreiche Verästelungen aufwies. Die matte Oberfläche des Spiegels war plötzlich Glas. Es brach heraus, als würde es unter eine gewaltige Spannung geraten.

Hinter dem Glas war nichts als die nackte, weiße Wand des Schlafzimmers.

Kein Eingang führte mehr in das Pandämonium. Kein Ausgang mehr.

Der Spiegel war durch Stukmans Freunde, die zu seinen Feinden geworden waren, zerstört.

*

Zuerst waren sie alle drei erschrocken.

Lorette Massieu schlug die Hände vors Gesicht, Carminia Brado schloß eine Sekunde lang geblendet die Augen. Ehe Carel Unstett etwas sagen konnte, sprach der Fremde, der wie aus dem Boden gewachsen vor ihnen stand, sie abermals an.

»Ihr braucht keine Angst vor mir zu haben«, sagte der Mann auf Französisch. Lorette Massieu und Carminia Brado verstanden jedes Wort. Unstett bekam kaum etwas mit, und Carminia übersetzte ihm das Gesprochene.

»Ich werde euch nichts tun. Ich gehöre ebensowenig in diese schreckliche Welt wie ihr. Mein Name ist Armand Leucate. Einmal bereits war ich hier, mit einem Kristall, der das Licht der Sonne und das des Laser in sich vereinte, und der die Grenzen zwischen Diesseits und Jenseits aufhob. Das Licht des ersten Kristalls verging und rettete Menschenleben. Aber es erreichte noch etwas: der wahre Geist dieser Welt wurde bloßgelegt, den die Anwesenheit der Geister und Dämonen übertüncht hatte. Ich wollte näher ergründen, was für eine Welt dieses Pandämonium vor Äonen wirklich mal war. Ich weiß aber nun, daß ich diese Frage wohl nie werde klären können, denn die Wahrscheinlichkeit, abermals einen Kristall dieser Art zu bekommen, der zu einer Zeit entstand, als die Kontinente der Erde sich noch formten und der das ursprüngliche Sonnenlicht einfing, ist mehr als gering. Das ist nur das Bruchstück eines solchen Kristalls – sein Licht vergeht. Kommt deshalb schnell mit und nutzt die Chance, die das Licht bietet! Diese Burg beherbergt das absolute Grauen. Es ist gut, daß sich unsere Wege jetzt kreuzen. Hättet ihr das Portal überwunden, wäre nichts von euch übrig geblieben, aber kommt schnell. Das Licht wird schwächer. Tretet ein in den Kreis!«

Ihnen blieb keine andere Wahl, und sie vertrauten dem Fremden, der sich ihnen als Leucate vorgestellt hatte. Carminia kam es so vor, als hätte sie von diesem Mann mit dem vornehmen Auftreten und den aristokratischen Gesichtszügen schon mal gehört.

Armand Leucate… der Graf Leucate, dessen Name durch die Geschichtsbücher der Welt spukte, von dem man vor drei- und vierhundert Jahren ebenso schon gesprochen hatte wie heute? Graf Armand Leucate, der das Geheimnis von Raum und Zeit und das des ewigen Lebens kannte?

Sie traten in den Lichtkreis, es war allerhöchste Zeit.

Das Licht blähte sich auf, eine lautlose Explosion erfolgte, und das Licht und der Kristall vergingen ebenso wie die schaurige Welt des Pandämoniums.

In einer mit alten Möbeln eingerichteten Wohnung fanden sie sich wieder.

Es war eine alte Villa am Rand von Paris, wie sie gleich darauf erfuhren, und die Leucate von Zeit zu Zeit aufsuchte. Das Haus war auf dem Felsenkeller einer Alchimistenküche errichtet.

Telefon gab es nicht. Von außerhalb mußte Carminia anrufen. Pepe meldete sich.

»Ich möchte gern Björn sprechen. Ich habe eine wichtige Mitteilung für ihn«, bat die hübsche Brasilianerin. »Und eine Bitte zudem. Ich möchte ihm sagen, wo er mich abholen kann.«

Da erfuhr sie, daß weder Rani noch Björn im Haus waren. Aus Erfahrung wußte sie, daß die beiden manchmal länger unauffindbar blieben, als ihren Nerven zuträglich war, und so bat sie Pepe, ihr umgehend Ausweis und Kreditkarte zuzuschicken. Als Adresse gab sie ein bekanntes Pariser Hotel an, in dem sie solange warten konnte.

Auch Carel Unstett und Lorette Massieu nahmen Kontakt zu Freunden und Verwandten auf, um mit den notwendigen Ausweispapieren versehen zu werden.

Sorgen um die Unterkunft allerdings hätten sie sich nicht zu machen brauchen. Leucate erwies sich als perfekter Gastgeber. Die Villa war groß genug, um sie bequem alle unterzubringen, und es gab reichlich zu essen und zu trinken.

Sie waren dem Schicksal dankbar, das sie mit dem geheimnisvollen Grafen zusammengeführt hatte.

Hier kamen sie dazu, Atem zu schöpfen und das Erlebte im gemeinsamen Gespräch zu verarbeiten.

Auch Carel Unstett sah seine Mission von nun an in einem anderen Licht und faßte neuen Mut.

Er war überzeugt davon, daß das nicht die erste und einzige Begegnung mit den bösen Mächten dieser Welt war. Aber er fürchtete sie nicht mehr. Es gab Mittel und Wege, um die Feinde zu besiegen. Man hatte von ihm verlangt, zu widerrufen, was er verbreitete… er dachte gar nicht daran, das zu tun. Jetzt erst recht nicht mehr.

*

Es dauerte geraume Zeit, ehe Björn es schaffte, ein vernünftiges Gespräch mit Tony Stukman herbeizuführen.

Stukman war noch immer überzeugt davon, daß es ihm gelänge, Molochos' Helfer in seinem Sinn zu beeinflussen und die

Entscheidung, die gegen ihn gefallen war, rückgängig zu machen. Er wünschte Hellmark und Mahay zum Teufel, riß sich los und lief davon.

Er war auf der Suche nach Lorette Massieu.

Durch den Spiegel in seinem Schlafzimmer aber war auch Carminia Brado geschleust worden. Stukman hatte es gestanden. Er war den Wünschen der Geister, die er beschworen, stets offen gewesen.

Hellmark blickte dem Davongehenden nach, der immer wieder »Lorette!« rief und dessen Stimme schließlich verebbte.

»Lorette und Carminia gingen den gleichen Weg. Wo die Spur der einen ist – kann sich demnach auch die der anderen befinden. Ich gehe nochmal kurz zurück, um das Schwert zu holen. Wer weiß, wozu es gut ist. Die Luft hier kommt mir so komisch vor, gerade so, als ob etwas in ihr liegt, womit wir uns beschäftigen müßten. Und du, Dicker – bleibst schön in Genf.«

»Kommt nicht infrage.«

»Keine Widerrede. Komm!«

Sie gingen zu der Stelle zurück, wo sie in das Pandämonium eingedrungen waren. Sie konnten nicht zurück! Die Luft um sie herum war leer. Man hatte ihnen den Rückweg abgeschnitten.

Björn und Rani sahen sich an. »Nun heißt es das beste aus der Situation zu machen«, sagte Hellmark leise.

Unruhe erfüllte ihn. Mit bloßen Händen waren sie jeder Gefahr hilflos ausgeliefert. Außer der Dämonenmaske hatte er nichts dabei. Doch das war besser als gar nichts.

Sie folgten zunächst Tony Stukmans Spuren.

Stunden vergingen. Fleischige Büsche und Gestrüpp wichen zurück, eine sumpfartige Ebene breitete sich vor ihnen aus. An einer geschützten Stelle hinter einem flachen Erdhügel legten sie die erste Ruhepause ein. Björns Gedanken eilten voraus, und hier in der Nähe des Sumpfes hatte er den ersten Wachtraum. Er fühlte sich von tausend Augen beobachtet und wußte, daß er sich hier nicht täuschte. Sie wurden wirklich beobachtet. Die Geister dieser Welt lauerten und warteten auf ihren Augenblick.

Als sie weitergingen, war es ihm, als ob er nicht laufe, sondern auf dem Rücken seines geliebten weißen Hengstes Yümaho säße, den er auf Xantilon in den Wirren des Chaos verloren hatte.

*

Er glaubte sich wieder in jene Zeit versetzt, als die Dämonen die Erde verunsicherten, als es zum offenen Kampf zwischen den Helden jener fernen Zeit und ihnen gekommen war.

Er sah das alles genau vor sich. Aber wie eine Seifenblase

zerplatzten die Bilder, und zurück blieb die düstere, gefahrenträchtige Welt, von der er nicht wußte, was sie ihm brachte.

Björn war auf der Suche nach Carminia Brado, ohne zu ahnen, daß sie auf wunderbare Weise in die Welt der dritten Dimension zurückgekehrt war.

Und er war auf der Suche nach einem Ausweg.

Rani und er saßen in der Falle, aber solange sie atmeten, solange sie im Vollbesitz ihrer geistigen und körperlichen Kräfte waren, war nichts endgültig.

Bevor sie weiter in das Sumpfgebiet eindrangen, kamen sie an einen Fluß. Das Wasser war nicht gerade sehr sauber, aber sie tranken ein wenig davon, um sich zu erfrischen.

Und das war Björns größte Sorge: das Problem des Hungers und des Durstes. Wenn sie lange genug hier festgehalten wurden, würden sie eine allzu leichte Beute sein für ihre Gegner.

Das machte ihm Angst.

Auf dem Weg durch das Sumpfgebiet begegneten ihnen keine Dämonen, obwohl sie spürten: sie sind in der Nähe.

Die Eintönigkeit des langen, anstrengenden Marsches führte sie in ein Nebelgebiet.

Björn und Rani schätzten, daß sie möglicherweise einen vollen Tag hinter sich gebracht hatten, als sie hinter wallenden Nebelschleiern die schwarzen, zyklopenhaften Außenmauern, die hohen Zinnen und das gewaltige Portal erblickten.

»Eine Burgruine!« entfuhr es dem Inder. Er wischte sich über sein verschwitztes Gesicht und führte die Rechte über seine Glatze.

»Na, wenigstens etwas. Wollen wir doch mal sehen, was es dort Gutes gibt. Vielleicht ’ne prächtig gedeckte Tafel, ein Burgherr, der uns seine Gastfreundschaft anbietet und einen riesigen Krug mit süßem Wein auf den Tisch stellt…«

»Und die Puppen tanzen läßt«, strahlte der Inder. »Ein paar hübsche Burgfräuleins dürften nämlich dann, wenn deine Beschreibung zutrifft, auch nicht fehlen. Und wenn alles ganz wunderbar verlaufen ist, stoßen wir vielleicht auf Carminia, auf Lorette Massieu und Tony Stukman. Und am Ende der festlich geschmückten Halle steht ein feiner Spiegel, durch den wir gehen können – und der auf der anderen Seite in einem weißen Bungalow am Genfer See endet.«

»Träume, Rani«, murmelte Björn. »Manchmal wünscht man sich, sie wären wahr, aber die Wirklichkeit sieht eben immer ein bißchen anders aus.«

Er atmete tief durch, und sie beobachteten eine Weile das düstere Gemäuer, das halb Ruine war und halb bewohnbar erschien.

Björn gab sich einen Ruck, und seine Hand tastete nach der

Dämonenmaske.

»Okay«, sagte er, »sehen wir's uns aus der Nähe an.«

Gemeinsam gingen sie darauf zu…

ENDE